Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 15 (1933)

Heft: 39

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 29. September 1933 — Erscheint jeden Freitag — 15. Jahrgang Nr. 39

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 28. September.

Obschon die begonnene Herbstsession im Zeichen des Krisenpessimismus und allgemeinen Unbehagens steht, hat doch ein Blumenstrauß im Nationalratssaal einen Festschimmer aufleuchten lassen. Die Huldigung galt dem Luzerner Abgeordneten Dr. Heinrich Walther (K.-K.) zur Feier seiner 25jährigen Zugehörigkeit zum Nationalrat. Der Ratspräsident gedachte dieser „silbernen Hochzeit mit dem Parlament", indem er die großen Dienste verdankte, die Hr. Dr. Walther dem Lande geleistet hat. Dieser Dank war wohlangebracht; denn er kam einem Politiker zu, der sich durch seltene Tüchtigkeit und Lauterkeit des Charakters die Achtung seiner Kollegen aus allen Parteilagern erworben hat und dem es darum auch gelegentlich gelang, einen klaffenden Graben zu überbrücken. Es sei hier auch daran erinnert, daß Hr. Dr. Walther seinerzeit als Nationalratspräsident die große Frauenstimmrechtspetition mit Worten der Sympathie entgegennahm.

Bevor der Nationalrat an das schwierige Werk der Beratung des Finanzprogramms herantrat, hatte er als Ueberrest der Sommertagung noch Berichte einiger Departemente über das Jahr 1932 zu erledigen. Dabei gab u. a. die Organisation des Rundspruchdienstes zu reden. Bundesrat Pilet bezeichnete das Radio als das „enfant terrible" seines Departementes. Es häufen sich Wünsche und Reklamationen um die Radio-Programme herum Das Radio hat durch die Vorgänge im nördlichen Nachbarlande eine politische Bedeutung erlangt; um so heikler gestaltet sich die Aufgabe, es im Zaum zu halten.

Am zweiten Sitzungstag begann der Rat sodann die Beratung des Finanzprogramms; der offizielle Name der Vorlage heißt: **Bundesbeschluß über die außerordentlichen und vorübergehenden Maßnahmen zur Wiederherstellung des Budgetgleichgewichts.** Der Schlußartikel lautet: „Dieser Beschluß wird als dringlich erklärt und tritt sofort in Kraft". In diesem Satze liegt ein Schicksal, die höchste Belastungsprobe der Demokratie; er bedeutet, daß die Verantwortung für alles, was als Finanzprogramm im Rahmen dieses Beschlusses zur Ausführung gelangt — Einsparungen, Erschließung neuer Einnahmen — einzig und allein von Bundesrat und Parlament getragen wird, vor allem vom Bundesrat, dem die Ausführung nach den Richtlinien des Parlaments obliegt. Nicht einmal in den Kriegsjahren mit ihren Ueberraschungen stand man je einem Bundesbeschluß gegenüber, der eine solche Häufung von Kompetenzen an den Bundesrat umfaßte. Nicht auf der Verfassung, sondern auf ungeschriebenem Notrecht beruht dieser Beschluß.

„Es muß sein," so klang es aus den Eintretensreferaten der Herren Schüpbach und Bujaro heraus. Außerordentlicher Notstand verlangt außerordentliche Mittel und Wege. Und dieses „Es muß sein" wiederholte sich immer wieder im Laufe der Eintretensdebatte, die, so scheint es, in dieser Woche noch nicht zum Abschluß gelangen wird. Im Namen der Fraktionen haben ihre Präsidenten Erklärungen zur Eintretensfrage abgegeben. Für Eintreten und Annahme des Finanzprogramms als Ganzes sprach sich Herr Walther für die katholisch-konservative Gruppe aus. Die sozialdemokratische Gruppe erklärte, sich bei der Eintretensabstimmung der Stimmabgabe zu enthalten und ihre endgültige Stellungnahme vom Endergebnis der Beratung abhängig zu machen. Andere Fraktionen erklärten sich für Eintreten mit Vorbehalten. 27 Mitglieder gaben heute in der Absicht, die allgemeine Diskussion nicht durch zahlreiche persönliche Reden zu verlängern, die Erklärung ab, daß sie für Eintreten stimmen werden, daß sie jedoch jetzt schon die nachdrücklichsten Vorbehalte zu einzelnen Bestimmungen der Vorlage anbringen, „insbesondere in betreff der Besteuerung der inländischen Weine und des Mostes. Eine solche Steuer auf einem einheimischen Bodenprodukt sei aus grundsätzlichen und Billigkeitserwägungen unannehmbar und wäre für den Produzenten, der schon jetzt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, einfach untragbar." Es ist das eine der Musterkarten aus der Reihe der Vorbehalte, die schon laut geworden und noch zu erwarten sind. Nicht umsonst mahnte der Kommissionspräsident Schüpbach: „Neben der Solidarität des Nehmens muß man sich auch einmal auf die Solidarität des Gebens besinnen."

Morgen wird nun der Herr Finanzminister mit einer großen Rede auf den Plan rücken. Wir nehmen daraus einen Passus vorweg, der lautet: „Wir müssen feststellen, daß die Lage schwierig ist und ein rasches Eingreifen erfordert, das auf dem ordentlichen Weg nicht durchgeführt werden kann. Der Bundesrat und die nationalrätliche Kommission glauben daher, das Recht und die Pflicht zu haben, dem Rate ein außerordentliches Verfahren vorzuschlagen. Man verletzt weder die Verfassung noch das Gesetz, wenn man sein Land rettet!"

Am Publikum der öffentlichen Tribünen gemessen, scheinen zwei Interpellationen über die Zwischenfälle an der schweizerisch-deutschen Grenze noch mehr zu interessieren als das Finanzprogramm; es muß wohl so sein, wie einer der Redner betonte, daß unser Volk über den Ernst der Lage und die Bedeutung der Finanz-Maßnahmen noch zu wenig aufgeklärt ist.

Die Anfragen der Herren Schneider (soz. Basel) und Dr. Oeri (lib. Basel), was für Vorkehren der Bundesrat gegen die beunruhigenden Grenzverletzungen von Deutschland her zu tun gedenke, boten Bundesrat Motta Gelegenheit, sich über eine Unterredung auszusprechen, die er unmittelbar zuvor im Hotel Carlton in Genf mit dem Reichsaußenminister von Neurath und mit Reichsminister Goebbels über verschiedene die Schweiz berührende Vorkommnisse gehabt hatte. Es kamen dabei „in durchaus freundschaftlicher Weise" die Grenzverletzungen von Ramsen, Augst-Wyhlen und am Otterbach bei Basel zur Sprache, aber auch die Belästigungen und körperlichen Verletzungen von Schweizern in Deutschland und sodann auch die Maßnahmen gegen schweizerische Zeitungen. Die beiden Reichsminister gaben beruhigende Zusicherungen. Bundesrat Motta ist von ihrem guten Willen überzeugt, die Rechte unseres Staates zu achten.

Im Ständerat wandelte man die Bahnen geruhsamer Arbeit, in die erst die Behandlung der Vorlage über das Verbot der Errichtung und der Erweiterung neuer Warenhäuser, Kaufhäuser und Einheitspreisgeschäfte und sodann, in der heutigen Sitzung, die Beratung des Bundesgesetzes zum Schutze der öffentlichen Ruhe und Ordnung eine lebhafte Note hineintrugen. Jedermann ist überzeugt, daß ein rasches Inkrafttreten der gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der öffentlichen Ordnung mehr denn je eine Notwendigkeit ist. Unser gastlicher Boden nimmt viele fremde Elemente auf, die das Gastrecht nach verschiedenen Richtungen hin mißbrauchen. Noch bestehen in unserem Lande parteipolitische Programme, auf denen revolutionäres Vorgehen befürwortet wird. Mit allen gegen eine Stimme hat der Ständerat dem Gesetze zugestimmt. Der so glanzvoll wiedergewählte Stadtpräsident von Zürich konnte sich nicht zu dem Gesetz bekennen.

J. M.

Wohin, Helvetia?

Immer wieder ist in unseren Spalten die Rede von der Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben. Wir Frauen sind Teil des Volkes, Verantwortliche wie die Männer für unser Tun und Lassen, auch wenn dies nicht durch Stimmabgabe zum Ausdruck kommt. Allerdings, so lange man uns ausschließt von den Rechten des Aktivbürgers, können wir leicht für alles böse Geschehen in der politischen Arena die Männer verantwortlich machen. Aber wir wissen, **wenn wir ehrlich sind, daß unser Reden oder Schweigen im Familien- und Arbeitskreise,** unser Wissen oder Nichtwissen von Vorgängen im politischen Leben Faktoren sind, welche die Stimmung der Männer mitbilden oder auch umbilden können. So gilt es, ob wir nun Aktiv- oder Passivbürger sind, sich ein Bild zu machen über den Geist der Zeit und die gegenwärtigen Vorgänge, denn nur so ist es möglich, sich ein Urteil zu bilden, das es dann zu vertreten gilt.

Der wirtschaftliche Tiefstand, das politische Chaos machen es schwer, Klarheit zu erringen. Empfindungen ähnlicher Art wie in den Monaten vor Kriegsausbruch drücken uns: das Ahnen von nahenden Katastrophen, die Ohnmacht des einzelnen Gutgesinnten gegenüber politischen Konstellationen. Dazu aber noch, zum Unterschied von 1914, die furchtbare Tragik: daß nicht einmal die Lehren des Weltkriegs es vermochten, den Frieden zu sichern. Der Aufschrei der ermatteten Völker von 1919 „Nie wieder Krieg" ist nur noch der Ruf kleiner, zum Teil bedrängter und verfolgter Gruppen, obwohl — doch der Wunsch von Millionen Menschen auf allen Erdteilen auch heute den Frieden will. Unsere Ohnmacht ist groß und unsere Tatkraft, an ihr gemessen, winzig klein. Sollte sie angesichts der Gefahr nicht doch wachsen können?

An den Männern in Seldwyla konstatiert Gottfried Keller einmal „die Gefahr, an übel gewendeter Tatkraft zu verderben". Uns droht ein Gleiches. Aus der Fülle der Beispiele, die das belegen, greife ich zwei jetzt eben naheliegende heraus. **Einmal die Zürcher Stadtratswahlen vom 24. September. Wer in den Tagen vorher die bürgerlichen und die sozialistischen Zeitungen las, mußte, wenn er noch von Verblendung frei und also dazu fähig war, sich schämen ob der Verhetzung, Lüge und Prahlerei, die sich die Kämpfer in beiden Lagern leisteten. Und der Scham gesellten sich Bestürzung und Trauer bei im Gedanken daran, daß unser Volk von seinen Führern und Zeitungsschreibern derart vergiftet wird. Denn nicht wahr, was mit demagogischen Worten hineingehämmert wird in die Massen der Wähler, die ja nicht gerade alle ein Uebermaß an logischer Denkkraft besitzen, das fällt nicht ab am Tage nach der Wahl.** Die Parteien wollen ja auch, daß sie haften, diese Begriffe von „Marxismus", „Vaterland", „Erneuerung", „Ausbeuter", u. s. f., die jeweils von der einen Partei zur Verunglimpfung der anderen angewendet werden. Die neuerdings aus dem Norden importierten Wahlkampfmethoden schaffen wohl einen Tummelplatz für „angewendete Tatkraft", ihre Auswirkungen aber sind vermehrter Haß, erhöhte Bitterkeit auf beiden Seiten, Anfänge eines Bruderkrieges. Kann und konnte die wachgewordene Tatkraft, der politische Eifer der jungen Generation, der so begrüßenswert sein könnte, keine anderen Wege zur Leistung finden? Ein erstesmal hat der Wahlkampf in der Schweiz diese Formen angenommen. Schlecht bestellt ist es um „die Kultur des Schweizerlandes", wenn die Kreise, die das Gut geistiger Bildung voraus haben, oder doch haben sollten, keine besseren Mittel in den Kampf einzuführen imstande sind. Ihr Beispiel wird Schule machen gegen sie. Und so treibt eine Partei die andere in neuer Steigerung zu unfruchtbarem Haß und zu Verhetzung.

Dies in der Zeit, die wahrlich deutlich genug den Schweizer mahnt zum Zusammenhalten der Volksgenossen. Ob Zürich bürgerliche oder sozialistische Mehrheit in der Regierung hat, mag wichtig sein, ob das schweizerische Volk in Einigkeit, erfüllt vom Sinn einer gemeinsamen Zielsetzung und dadurch bereit zu gemeinsamen Opfern leben kann, ist noch wichtiger. —

Denn die Eröffnung der Völkerbundstagung in Genf steht unter keinem guten Stern. Wir empfinden es, auch wenn wir die Details nicht alle verfolgen: die Atmosphäre ist mit Zündstoff geladen, ein Funke genügt, um Unheil zu schaffen. An der deutschen Delegation nimmt Dr. Goebbels teil, der immer einmal wieder in einer Rede beteuert, daß sein Land den Frieden will. Aber das Dritte Reich, das die Bücher vieler geistiger Größen auf den Index gesetzt hat, hindert nicht die Verbreitung eines Buches „Wehrwissenschaft" von Ewald Banse, das in wenig Monaten eine zweite Auflage erlebte und das u. a. folgende Zitate bringt, die wir der „N. Z. Z." entnehmen:

„Es ist durchaus falsch, den Krieg als Vernichter schlechthin anzusehen. Die so sprechen, erblicken nur die Auslöschung von Menschenleben und Menschenwerk während des Krieges selber, aber diese ist bloß eine vorübergehende Erscheinung und notwendiger Durchgangszustand — das Stahlbad der Läuterung zu neuem Auftriebe.

Der Krieg ist höchste Steigerung nicht allein der staatlichen Mittel, sondern ebenso der gesamten Geistigkeit seiner Zeit und auch äußerster Aufschwung der volksseelischen Kräfte und des Staatswillens zur Selbstbehauptung und Macht. Er ist Zusammenfassung von Tat und Geist, wie sie nirgend sonst in so ausgesprochenem Maße denkbar ist. Ja, er ist jener Boden, auf dem sich die menschliche Seele am stärksten und reichsten zu offenbaren vermag, vielseitiger und aus tieferen Bronnen emporrauschend als irgendwelche gelehrte oder künstlerische Leistung für sich genommen. Wenn irgendwo Wille und Werk einer Volkheit, eines Staates sich allerreichst zu offenbaren vermögen, dann können sie das im Kriege.

*

Wehrwissenschaft ist nicht nur geistige und charakterliche Vorbereitung zu Schutz- und Trutzwehr, sondern wächst darüber hinaus zum Range einer Nationalphilosophie empor. Aus der Pflege der Wehrwissenschaft wird eine neue Nationalethik hervorgehen.

*

In Betracht kommt die Verseuchung des Trink- und Gebrauchswassers durch Typhusbazillen, ferner die Einführung des Typhus durch Flöhe sowie der Pest durch künstlich angesteckte Ratten. Namentlich die Flugzeuge dürften durch Landung im feindlichen Hinterlande und Aussetzen der Keimträger besonders günstige Ergebnisse erzielen können.

Zweifellos ist eins: der biologische Krieg ist die gegebene Waffe für entwaffnete, wehrlos gemachte Völker. Aus diesem Grunde nur, wenn auch mit scheinheiliger Miene, hat ja der Völkerbund die biologischen Kampfmittel unter Verbot gestellt.

*

Vielleicht ist Gott nichts anderes als stärkst erfühlte Volkheit, eine Glaubbarmachung dieser höchsten Aufschwingbarkeit des Denkens und Trachtens und Ueberzeugtseins. Deshalb ist es durchaus richtig, daß die kirchliche Umrahmung des Glaubens bei uns jetzt den Charakter einer Reichskirche annimmt und in deren Form besonderer staatlicher Pflege genießt. Vom wehrpsychologischen Standpunkte aus verdient nur jene Kirche kräftige Unterstützung von seiten der Regierung und Heeresleitung, welche die nationale seelische Haltung des einzelnen Volksgenossen wie die des Soldaten stärkt. Der sterbende Krieger stirbt leichter, wenn er weiß, daß sein Blut für seinen nationalen Gott verströmt."

Ein Buch nur, allerdings. Aber es bringt, wenn auch in grotesker Form, eine Auffassung zum Ausdruck, die heute im Dritten Reich nicht vereinzelt steht. Der „heldische Mensch" soll Krieger sein, sein wollen.

Wir aber sehen als heldische Aufgabe vor allem die eine: in Zeiten der Gefahr, da die

Das Haus zum Heimweh.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Vermächtnis der Heimat.

Das Dorf Buchhalden ist, wie schon sein Name sagt, keine faul und beschaulich in die Talmulde oder auf die noch bequemere Ebene hingepflanzte Siedelung wohlbedachter Bauernmenschen. Die Männer, die sich vor Jahr und Tag auf halber Höhe des Hirzenberges durch Roden der uralten Buchenwälder Wunn und Weide, Schirm und Wohnstatt geschaffen haben, sind von unkluger Art gewesen, aber dafür zäh und eigensinnig, und in ihren großen Hinterköpfen hat immerhin auch ein Quintlein Bauernschlauheit Platz gehabt: Was dem andern nicht in die Augen sticht, das stiehlt er dir nicht. Denn die Zeit war hart, und mit dem Recht war es übel bestellt. Wenn jene Männer heute das Leben hätten, so würden sie sich vielleicht alles besser überlegen; jetzt hat man ja Kaufbrief und Siegel, Grundbuch und hundert Gesetzbände. Nicht, daß so ein alter Buchhaldener Bauer etwa zu zag oder nicht wehrhaft genug gewesen wäre, sich vor seinem Hoftor aufzupflanzen und einen unberufenen Gast mit Knüppel und Sense Recht zu lehren. Es geht im Tal die Märe um, das Dorf habe ursprünglich Bockhalden geheißen, weil einer seiner Bewohner — und es soll der Zweitschwächste gewesen sein — einmal mit bloßem Haupt einen störrigen Bock angerannt habe. Nach dem zehnten Gang sei der Bock flüchtig geworden, er soll jedoch nicht mehr weit gekommen sein.

Die Leute von Fehrengrund behaupten spöttelnd am Wirtstisch, das Nest Buchhalden liege zu tief für den Himmel und zu hoch für die Welt. Ein Spaßvogel hat sogar den boshaften Witz aufgebracht, man müsse alldort sogar den Hühnern Fußeisen anlegen.

So arg ist es nun freilich um das Dorf nicht bestellt. Es klebt nicht am Berg, wie man unten meinen könnte, es steht auf einer nur ganz leicht ansteigenden Hügelterrasse; nach zwei Seiten hin gibt es schöne, flache Ackerzelgen. Und wer nun einmal auf der freien Höhe zur Welt gekommen ist, wer als Bub am Hüterfeuer auf den Sommerwiesen Kartoffeln gebraten, oder im Hirzenwald so lange Heidelbeeren geschmaust hat, bis er sich zur Erholung für ein Stündchen ins Moos hinstrecken mußte, der macht sich wenig aus derlei blödem Gefasel neidiger Nachbarn. Eines steht für ihn unumstößlich fest: Der Erdball könnte noch zehnmal größer, er könnte hundertmal so rund sein als er ist, es gibt doch keinen zweiten Ort darauf, wo die Mädchen so schöne Ostereier verschenken.

Gewiß, der Schnee bleibt auf der Buchhalde im Herbst ein paar Tage früher liegen, er hält sich im Frühjahr eine Woche länger, als im Tal. Aber im Mai, wenn die Bäume um die Häuser und Scheuern blühen, wenn der Goldlackduft schier betäubend aus den Gärten steigt, dann ist der enge Dorfbezirk so von Ahnen und Glauben erfüllt, daß man meint, die Luft müsse klingen. Junge Mädchen, die das Wunder im Herzen tragen, gehen summend durch die Gassen. Mütter mit Silberfäden im glattgescheitelten Haar blicken ihnen sorgend nach, während sie den Geranienstöcken auf dem Fensterbrett Wasser geben. „Nun wird es ihnen gehn wie allen: sie werden mit der Fremde nie etwas anfangen können."

Denn am Hirzenberg geht eine Sage um, und sie ist nicht von irgendeinem Fant leichthin erfunden, nein, es ist seit Vorvätertagen durch viele Beispiele erhärtet, daß kein Buchhaldener Kind außerhalb den Grenzen seines engen Heimbezirkes zu Glück kommen kann, so wie man einen Holunderstrauch nicht ohne Schaden von der magern Höhe des Hirzenberges in die schwarze Erde eines Talgartens verpflanzen wird.

O, die Frauen von Buchhalden und auf den Höfen und Weilern sind ja nicht in einen Halbhimmel hineingesetzt. Die Arbeit geht nie aus, und es kann auch keine von ihnen sagen, daß sie nicht zu einer Zeit heimlich habe weinen müssen. Die Männer sind so ungeschickt, sie wissen so wenig von ihnen. Mit wie vielen kleinen Lebensdingen müssen sie ganz allein, ganz allein fertig werden! Aber die Frauen sagen in ihrer Bekümmernis: „Man ist doch wenigstens da herobｅn daheim, man kennt alle Leute um sich. Und wenn man so seinen guten Tag hat, darf man sogar mit einem Ackerlein reden und von ihm Rat holen."

Das Wort „Fremde" hat für jeden Buchhaldener seine eigene Bedeutung. Die Fremde geht für ihn da an, wo er das Geläute seiner Kirchenglocken nicht mehr zu hören vermag. Man mag von der Welt und von Gott halten, was man will, es gibt halt doch etwas da oben, das sonst nirgends ist; aber das Begreifen und Verstehen fällt nur einem geborenen Buchhaldener ins Herz. Wenn zur Herbst- und Winterszeit der Nebel die Taldörfer als ein graudunkles Meer unter seiner Last erdrücken will, während der Hirzenberg das karge Sonnenwarm erst recht als ein Gottgeschenk zu schätzen und zu lieben weiß, dann schreiten die Bauern von Buchhalden fast wie Auserwählte einher. Sie weisen auf die Nebelmauer hinab, und einer oder der andere meint bedauernd: „Ist es ein Wunder, wenn von denen da unten jeder dritte einen Gemütsfehler hat?" Mit dem Gemütsfehler ist von ihm das fehlende Gemüt gemeint.

An einem solchen Nebelsonnentag erzählte Frau Annette Bächler im Oberdorf ihrer Tochter Regine zum erstenmal ein bißchen mehr von ihren sechs Verbannungsjahren in Mühlesteinen, als was man sonst im Dorf so darum wußte. „O — mit wieviel gutem Willen bin ich, meiner Herzmeinung zum Trotz, am allerschönsten Blustmorgen aus dem Dorf Buchhalden hinweg und neben meinem Hochzeiter Rudolf Bächler auf der schöngewundenen Straße nach Fehrengrund, von da über Moos und Lohmatt gegen Mühlesteinen hinausgefahren! Hinter Lohmatt — wir sahen in der Ferne schon das Dorf und den hohen Kirchturm — fiel dem Rudolf etwas sehr Ungeschicktes ein. Er sagte zu mir: ‚So, Annette, jetzt bist du mit deinen 26 Jahren zum zweitenmal geboren, und zwar auf die richtige, rechte Welt, nicht, wie das erstemal, in ein Kaff hinein, das im dritthintersten Jenseits liegt, und wo sich Füchse und Hasen nicht einmal mehr auskennen. Du kannst dem Schöpfer danken, daß ich dich zufällig bei jenem Austritt als Aufwärterin im Bären ins Auge gefaßt habe, sonst hättest du vielleicht dein Lebtag am Hirzenberg kleben müssen und vom richtiggehenden Dasein an einem vernünftigen Ort nie einen Begriff bekommen.'„

„Mit dieser Rede hat er sich allweg an mir und an sich selber versündigt. Ich habe sie ihm innerlich hart übel genommen und bin sehr stark erschrocken, denn er hatte derlei Zeug vorher nie vor mir hören lassen, wohl deshalb nur, weil ihm in Buchhalden sonst der Boden hätte warm werden können. Aber je mehr ich jetzt in Eifer geriet, um so unverfrorener kam er mit seinen abgeschmackten Witzen in Schwung,

Gegensätze betont, die Gräben zwischen Parteien, Rassen, Völkern vertieft werden, hinzuweisen auf die notwendige Einsicht, die unserem Volke kommen möge, ehe es zu spät ist: Willen zur Gemeinschaft, ein Brückenbauen von Stand zu Stand, von Partei zu Partei, dies aber nicht nur in Festhüttenreden, sondern auf dem realen Boden der Politik. Wenn Machtkampf und Interessenpolitik das „Volk von Brüdern" spaltet, wird der lachende Dritte nicht verfehlen, am schlecht verwalteten Gute sich zu bereichern. Nie werden alle einer Meinung sein, immer wird es Gruppierungen geben, sie machen ein Volk lebhaft und vielgestaltig. Was aber in politischer Arbeit zum Ausdruck kommen muß und ihre höchste Zielsetzung sein sollte, von jedem Bundesrat vorgelebt, von jedem Bürger erstrebt, das ist der Einsatz für ein alle verpflichtendes und einigendes Ziel: das Gedeihen, ja der Bestand unserer Schweiz. Frau Regel Amrein.

Wie erziehe ich meine Tochter zur Arbeitsfreude.*

Erziehen braucht Anpassung des einzelnen Erziehers an das individuelle einzelne Erziehungsobjekt; es gibt in der Erziehung keine für alle gültige Methode mit Rezepten, sondern der Erziehende steht mit jedem einzelnen jungen Menschen einer besonderen Aufgabe gegenüber. Trotzdem ist es möglich, einige allgemein geltende Richtlinien zu geben.

Will die Mutter die Tochter zur Arbeitsfreude erziehen, so ist wichtig vor allem: Wie stellt sie sich selbst der Arbeit gegenüber ein? Sie steht hier also in erster Linie vor dem Problem des Vorbildes. Wenn eine Mutter selbst sich von der primitiven Auffassung der Naturvölker, daß Arbeit widrig, also zu verachten sei, nicht durchgerungen hat zur Erkenntnis, daß alle Kultur nur das Ergebnis von Mühe und Not ist, so wird sie als Frau ihre Erzieheraufgabe noch schwerer lösen können als der Mann. Ist doch der Wert der Frauenarbeit noch viel später erkannt worden als der Wert der Arbeit überhaupt. Grundlage der Erziehung der Tochter zur Arbeitsfreude ist also die Selbsterziehung der Mutter zur freudigen Bejahung der Arbeit.

Nach dieser grundlegenden Auseinandersetzung ging die Vortragende dazu über, aufzuzeigen, wie sich im praktischen Leben die mütterliche Beeinflussung zur Erziehung des Mädchens zur Arbeitsfreude auszuwirken habe.

Beim Kleinkind ist es die Pflicht der Mutter, die Bewegungslust sich entfalten zu lassen als ersten Anfang zur Freude an Tätigkeit. Dabei darf die Freude am Erreichen eines Zieles ja nicht unterdrückt werden, sie ist als Erfolgsfreude zu werten und zu fördern; denn diese Erfolgsfreude wird sich auswachsen zur Freude am sich Mühen, zur Arbeitsfreude.

Bei liebevoller Führung lernen so auch die Mädchen, was für sie im Leben so unendlich wichtig ist, nämlich die Angst zu überwinden. Sie erlangen damit die heute auch für sie so notwendige Selbständigkeit. Die Erziehung muß darum Schutz und Anforderung vereinen. Die Töchter sollen von den Müttern ermutiget werden, etwas zu unternehmen; wird doch den Frauen immer der mangelnde Wagemut vorgeworfen. Beim Spiele soll das Kind nicht gestört werden, weil für das Kind dieses Spiel als Uebung der Kräfte und der Entwicklungsmöglichkeiten noch wichtiger ist als für den Erwachsenen die Arbeit. Es ist diese eine Einsicht, die Mütter, die selbst hart arbeiten müssen, schwer aufbringen. Das Spiel soll dem Kinde ja auch die Brücke ins Leben bauen, weil es dabei mit der Außenwelt, mit den andern in Berührung kommt.

Die Schulzeit bringt dann den Uebergang vom Spiel zur Arbeit. Vom 5. Jahre an kann das Mädchen auch im Haushalt zu kleineren, nicht zu schweren Arbeiten herangezogen werden. Wichtig ist, daß die Mutter dieser Anstrengung des Kindes gegenüber genügend Geduld aufbringe, sie anerkenne, auch wenn sie noch nicht vollkommen ist. Nie sollte eine Mutter unterlassen, der Tochter für ihre Arbeit auch wie andern Mitmenschen den Dank auszusprechen. Unsere Schweizer Mütter sündigen hierin wohl am meisten; ist doch der Schweizer Volkscharakter karg, ja geizig in der Anerkennung der Leistung anderer.

Aus dieser Charaktereinstellung heraus fehlt auch oft die Erkenntnis, daß Liebe als Anerkennung für die Seele des Heranwachsenden von größter Bedeutung ist. Die Jahre der Entwicklung vom 13. zum 15. bringen mit der wachsenden Erkenntnis von der Schwere des Lebens für unsere Mädchen manches Schwere; darum soll die Mutter hier Raum geben zur Selbständigkeit. Sie erteile ihre Befehle nicht keifend und scharf, denn nicht aus Furcht soll die Tochter gehorchen, weil der Stolz des Mädchens dabei verletzt wird, den es bald so notwendig braucht. Die Mutter rühme nicht blöde, aber sie anerkenne die Leistung der Tochter, so weiß diese, daß auch Frauenarbeit anerkannt wird. Ehre, Freiheit, Selbständigkeit und Verantwortung, das sind die Grundwerte, zu denen das Mädchen erzogen werden muß.

Versteht es die Mutter, sich zu ihrer Tochter so einzustellen, so wird der Gegensatz der Generationen durch ihr weises Verhalten überbrückt werden.

Der temperamentvolle und mit großer Wärme gehaltenen Vortrag von Dr. Ida Somazzi wurde tatsächlich zu einer wahren Verteidigungsrede für unsere Mädchen gegenüber ihren Müttern. Der reiche Dank der Anwesenden zeigte der Rednerin denn auch, wie sehr sie mit ihren Worten unsern Müttern u. Frauen ans Herz gegriffen hatte. H. G.-R.

* Nach einem Vortrag von Dr. Ida Somazzi im Hausfrauenverein Basel.

Annie Besant,

die Leiterin der Theosophen

Geb. Okt. 1847, gest. Sept. 1933.

Annie Besant hat während ihres langen und interessanten Lebenslaufes sehr oft und viel von sich reden gemacht, ganz besonders in ihrem Vaterlande England, in welchem sie schon vor weit über fünfzig Jahren eine hervorragende Rolle spielte. Aber nie erregte ihr Auftreten so ungeheures Aufsehen wie im Jahre 1891. Damals wirbelte nämlich ihr Uebertritt vom radikalsten Freidenkertum zur Theosophie in der gesamten Kulturwelt gewaltige Staubwolken auf. Entschieden eine der merkwürdigsten und bemerkenswertesten Frauengestalten aller Zeiten, setzte sie damals insbesondere ihren riesigen Bekanntenkreis in Erstaunen durch ihre Bekehrung zu den Lehren der indischen Anglorussin Helena Blavatsky, deren Nachfolgerin im Präsidium der „Theosophischen Gesellschaft" (Hauptsitz: Adjar bei Benares in Britisch-Indien) sie wurde, um sich seither in Wort und Schrift dieser Bewegung mit demselben Eifer zu widmen, den sie vorher so lange für das Freidenkertum an den Tag gelegt hatte.

Wir haben es da mit einer der seltsamsten Wandlungen zu tun, welche die an seltsamen Wandlungen so reiche Geistesgeschichte der Menschheit aufzuweisen hat. Hervorgerufen wurde sie zuerst durch das Studium das Blavatskyschen Hauptwerkes, das ihr von Stead, dem Herausgeber der bekannten Londoner Monatsschrift „Review of Reviews", zur Besprechung übergeben worden und die Vertiefung erfolgte durch nachmaligen näheren Umgang mit der Gründerin der modernen Theosophie, der sich nach Erscheinen der Besprechung ergab. Zur Entscheidung aber über das Antreten der Nachfolge des Oberhauptes der jungen Schule ließ Frau Besant sich, als sie in Zweifel war, nach ihrer eignen Angabe dadurch bewegen, daß ihr durch die Zimmerdecke ein Brief „ihres" Mahatma (indischer Prophet oder Heiliger) in den Schoß fiel! Wer hätte von der früheren Vorsitzenden des englischen Freidenkervereins eine so arge Phantasterei erwartet?!

Aber wie immer man von Annie Besant denken mag, wer sie und ihre Lebensgeschichte näher kennt, wird sie unter allen Umständen für einen bedeutenden Geist halten. Weit davon entfernt, ein Anhänger der Theosophie zu sein, also trotz des großen Unterschiedes der Weltanschauung, kann ich nach nunmehr 54 Jahren zurückdatierender persönlicher Kenntnis vom Wesen und Wirken dieser Frau, von ihr nicht anders als mit Hochachtung sprechen. Für so verfehlt, ja teilweise verrückt ich gar manche ihrer Handlungen halte, so sehr halte ich mir ihre großen Verdienste im Gebiete der Volksaufklärung, der Volksfreiheit und der Volksgesundheit vor Augen. Ganz besonders schätzenswert ist der Umstand, daß sie trotz wiederholter Gefängnisstrafen sich nicht in den Wunsch der angloindischen Regierung fügen wollte, ihre zielbewußte, tatkräftige Propaganda für die Autonomie Ostindiens einzustellen. Für ihre große Verehrung in Indien zeugt übrigens die interessante Tatsache, daß, als sie während des Weltkrieges wegen ihrer pazifistischen und freiheitlichen Agitation eingekerkert wurde, die Volksmassen schon nach wenigen Monaten durch Aufstände ihre Haftentlassung erzwangen. Das war 1917; damals wurde sie als hervorragendste Führerin allgemein „die ungekrönte Königin von Indien" genannt und erlebte beispiellose Triumphe. Man wollte sie sogar zur Vorsitzenden der Nationalversammlung wählen — einer der vielen Beweise der feministischen Gesinnung, welche sich in den letzten Jahren in vielen Hindustaaten durch die Einführung der politischen Frauenrechte geäußert hat.

Geboren wurde Annie Besant am 1. Oktober 1847 als Tochter des englischen Arztes, Mathematikers, Philosophen, Kaufmanns, Philologen und — Skeptikers William Page Wood. Die Mutter war eine sehr gläubige irische Protestantin, die jedoch von ihrem Gatten allmählich viel von dessen Freisinn annahm; sie wird vielfach als edle, tapfere, opferfreudige, mutige und selbstlose Tochter der „grünen Erinsinsel" geschildert. Von ihr erbte Annie die strenge Wahrheitsliebe, vom Vater den scharfen Verstand. Diese Eigenschaften ließen sie ob der Widersprüche, denen sie in der Bibel begegnete, stutzen. Längeres Nachdenken führte sie zu theologischen Studien, die sie an der Unfehlbarkeit der Bibel, an der Göttlichkeit Christi und an dem Dasein Gottes zweifeln ließen. Nach dem Tode Woods kam sie in die Schule der ausgezeichneten Pädagogin Miß Marryat, die ihre Zöglinge zum Selbstbeobachten, Selbstdenken und Selbsturteilen, sowie zur Selbstverleugnung anhielt, die jedoch so orthodox gesinnt war, daß ihre Schülerinnen Sonntags nichts lesen durften als die Bibel, und während der Spaziergänge nur Hymnen singen. Damals war Annie äußerst fromm, denn das war noch vor ihren Bibelstudien. Mit Miß Marryat machte sie fesselnde Auslandreisen, die ihren Geist fortbildeten und ihren Gesichtskreis erweiterten; immerhin verabscheute sie weltliche Vergnügungen und blieb „fest entschlossen, der Welt, dem Fleische und dem Teufel zu entsagen, ein gottgefälliges Leben zu führen", wie sie selbst später schrieb. Auch nach ihrer Rückkehr zur Mutter blieb sie sehr kirchlich gesinnt. Sie trieb fleißig Musik und Sprachen, las jedoch mit Vorliebe theologische Bücher, besonders die katholischen Kirchenväter, und wollte sogar Katholikin werden. Im übrigen war durch die außerordentliche Liebe und Fürsorge der Mutter „meine Mädchenzeit sonnig und glücklich". Deshalb „liebte ich meine Mutter mit leidenschaftlicher Hingebung". Mit 18 Jahren begann für sie die bereits erwähnte Zeit der religiösen Zweifel, und zwei Jahre später heiratete sie den Pastor Frank Besant. Die Ehe war recht unglücklich und wurde nur dadurch erträglich, daß die junge Frau sich mit Wohltätigkeit und mit Bekämpfung der Unsittlichkeit befaßte. Das alberne gedankenlose Geschwätz der sie besuchenden Gattinnen der Gemeindemitglieder ihres Mannes, der sie beruflich viel allein lassen mußte, langweilte sie und sie fühlte sich schwer vereinsamt. Darum fing sie an, kurze Erzählungen und fromme Broschüren zu schreiben, bis sie Mutter wurde. Sie schenkte 1869 einem Knaben, 1870 einem Mädchen das Leben; beide nahmen sie, da sie ihre Pflichten ungeheuer ernst nahm, vollauf in Anspruch.

Ihre Ehe und die schweren Krankheiten ihrer Kinder verstärkten ihre Zweifel an der Göttlichkeit des Erlösers, an der Güte Gottes, an der Kraft des Gebetes und an der Wirklichkeit der Hölle. „Diese langen Seelenkämpfe rieben meine Gesundheit auf, und je mehr ich las, um meinen früheren Glauben wieder zu erlangen, desto gerechtfertigter erschienen mir meine Zweifel." Allmählich prüfte sie sämtliche kirchlichen Glaubensartikel und verwarf unter schweren Gewissensqualen einen nach dem andern. Ihre selbstbiographischen Schilderungen ihrer seelischen Erlebnisse in dieser Zeit sind vom höchsten psychologischen Interesse. („Autobiography of Mrs. Besant", in zehn Auflagen verbreitet.)

Im Sommer 1872 lernte sie in London den großen frei gesinnten Prediger Charles Voysey kennen, der ihr einen Weg aus dem Wirrsal ihrer Gedanken bahnte. Allmählich führten ihre Kämpfe sie aber noch weiter: bis zum völligen Atheismus. Sie mußte, da sie nicht widerrufen wollte, ihr Haus, ihren Mann und ihren Sohn verlassen (die Tochter durfte sie mitnehmen), um in London, wo sie den heißgeliebten Knaben äußerst schwer entbehrte, einen ungemein harten Kampf ums Dasein zu beginnen. Nur die werktätige Freundschaft des Ehepaares Scott, das freidenkerisch gesinnt war, vermochte sie zu retten. Der alte Scott ließ sie viel für sein Blatt schreiben und machte sie mit den Werken der zeitgenössischen Denker bekannt. Durch den bedeutenden Ethiker Moncure Dr. Conway lernte sie 1874 den berühmten Atheisten und Juristen Charles Bradlaugh kennen (seine parlamentarische Eidverweigerung machte später ungeheures Aufsehen und führte zur Abschaffung des Parlamentseides), dessen Schriften und Vorträge sie begeisterten. Schon nach wenigen Tagen bot er ihr eine feste Anstellung bei seiner Wochenzeitung „The National Reformer" an, zu dessen Mitarbeitern später auch ich gehörte, wodurch ich viel mit ihr verkehrte — umso mehr als ich auch regelmäßig für ihre spätere eigene Monatsschrift „Our Corner", begründet 1881, zu schreiben pflegte. Bis Ende 1890 arbeitete sie als Redaktorin, Schriftstellerin und vorzügliche Rednerin mit Feuereifer für die Bestrebungen Bradlaughs, hochbewundert und tief gehaßt, einer der kraftvollsten Geister, die die Frauenwelt je hervorgebracht. Auch als Vorsitzende des britischen Freidenkerbundes entfaltete sie eine langjährige zielbewußte Tätigkeit, bis ihre Bekehrung zur Theosophie eintrat.

Zweifellos wird ihre Lichtgestalt durch manchen dunkeln Fleck verunstaltet; so durch die Vorgänge, die zur Absonderung ihres deutschen Vertreters Rudolf Steiner und zu dessen Anthroposophiegründung führten; so durch ihre Aeußerungen, daß sie einst Hypatia und Giordano Bruno war und daß der junge Inder Krischnamurti, den sie erzog, der wiedererstandene Jesus Christus sei etc. Aber einer Silberwolke darf man dunkle Ränder verzeihen...

Leopold Katscher.

Aus andern Ländern.

Frankreich.

Tardieu und das Frauenstimmrecht.

Der ehemalige Ministerpräsident Frankreichs André Tardieu schreibt in einem vielbeachteten Artikel über das Frauenstimmrecht, das er eine „Frage der Gerechtigkeit" nennt, u. a.:

„Die Demokratie ist in der Tat nur ein Wort, wenn der Hälfte der Nation das Stimm- und Wahlrecht vorenthalten ist. So ist es in Frankreich, dessen Frauen abseits gehalten werden von Wahllokalen und -Versammlungen. ... Man kann Demokrat sein oder nicht. Aber, wer vorgibt, es zu sein, zeigt viel Zynismus, wenn er dem Volke, dem ganzen oder einem Teile desselben, das Recht der Meinungsäußerung vorenthält aus dem einfachen Grunde, weil er, ohne sie übrigens zu kennen, diese Meinung fürchtet. .... Uebrigens, was ist das für eine Demokratie, in welcher eine Volkshälfte das Stimm- und Wahlrecht entbehrt, solche Beraubung erleidet. Wo es doch eine moralische Kraft bedeuten würde, welche jetzt dem Staate verloren geht."...

„Fahren wir also fort," so schließt in der „Française" Mme. Brunschvicg ihre Betrachtungen zur Lage der französischen Frauen „unermüdlich unseren Feldzug in Kammer und Senat zu führen". —

Deutschland.

Die neuen Formationen der gleichgeschalteten Frauenvereine.

Aus den Richtlinien, wie sie in Nr. 1 der neuen Zeitschrift „Deutsche Frauenfront" aufgestellt sind zum Zwecke, einen Ueberblick über den beabsichtigten Aufbau und die Aufgaben der deutschen Frauenfront und der darin zusammengeschlossenen N. S.-Frauenschaften zu geben, entnehmen wir einige Abschnitte:

Ziel und Aufgabe der deutschen Frauenfront — wie sie derzeit genannt wird — ist: Zusammenfassung aller Frauenkräfte zum inneren Ausbau des Dritten Reiches.

Diese Zusammenfassung erfolgt durch Zusammenschluß aller deutschen Frauenvereine zu einer Einheitsfront.

Alle wertvollen und lebendigen Anregungen aus der Frauenwelt werden auf dem Wege über die deutsche Frauenfront bis in die höchsten Stellen des Staates dringen.

Alle Ziele der nationalsozialistischen Staatsführung sind zugleich Ziele der deutschen Frauenfront.

Die speziellen Ziele der deutschen Frauenfront erstrecken sich auf Rasse, Volkstum, Familie als Grundlage einer künftigen deutschen Kultur im nationalsozialistischen Geiste.

Zur Verwirklichung dieser Ziele übernimmt die deutsche Frauenfront mit Hilfe der ihr angeschlossenen Verbände zunächst die Durchführung zweier Werke von großer nationaler Bedeutung, nämlich den Weiblichen Arbeitsdienst (WAD.) und den Nationalen Mütterdienst (MD.).

1. Der WAD. will das künftige deutsche Frauengeschlecht in biologischer, sittlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht zu Pionieren auf dem gesamten Arbeitsgebiete der Frau im nationalsozialistischen Sinne heranbilden.
2. Der MD. soll — neben der Mütterschulung als notwendiger Zeitaufgabe — überbürdete Mütter entlasten und Ueberbürdung der Mütter von vornherein verhüten. Er bedeutet für Volk, Staat und Gemeinde eine Vorsorge an Stelle der bisherigen Fürsorge. Er soll die Familie vor dem Verfall, die Jugend vor Verwahrlosung bewahren und dem Leben des Volkes wieder Kraft und Tiefe verleihen.

Die in der deutschen Frauenfront zusammengeschlossenen N. S.-Frauenschaften und Vereine sollen alle Wesensaufgaben der Frau erfassen.

Es folgt dann Aufzählung der Aufgaben zur „Erziehung" der Frau auf kulturpolitischem und nationalwirtschaftlichem Gebiet und zur körperlichen Erziehung der Frau (Volksgesundheit auf rassenpolitischer Grundlage).

Schließlich weisen genaue organisatorische Vorschriften den erlaubten Weg: Die örtliche Vertretung der N. S.-Frauenfront liegt jeweils bei der N. S.-Frauenschaft.

Sämtliche der deutschen Frauenfront angeschlossenen Verbände können also über die N. S.-Frauenschaft ihre Ziele bis auf das letzte Dorf tragen, ohne an jedem Orte eine eigene Gruppe unterhalten zu müssen.

Die N. S.-Frauenschaft kann örtliche Ausschüsse für die einzelnen Verbände, die der deutschen Frauenfront angeschlossen sind, bilden.

Die Spezialisierung der einzelnen Frauenverbände (Hausfrauen, Hausangestellte, technische Lehrerinnen, Krankenschwestern, Akademikerinnen, der konfessionellen und Sittlichkeitsvereine usw.) darf nicht zu einer Verengung des Gesichtskreises führen. Die Gesamtziele und Aufga-

---

bis ich ihm einesmals das Leitseil aus der Hand nahm und das Roß anhielt, um, hast mich nicht gesehen, vom Gefährt zu springen und den Heimweg einzuschlagen. Wohl hat er mich schnell wieder eingeholt und für seine dummen Späße schön Abbitte getan. Aber aus der Welt geschafft sind sie halt damit nicht gewesen, zumal die Schwiegerin dann zum Ueberfluß auch noch mit häßlichen Giftscherzen daherkam, so daß ich mich in dem fremden Hause von allem Anfang an in meine ungeschickte Wunderlichkeit zurückziehen und meinen Trost im Heimweh suchen mußte. Es war mir eine heimliche Wollust, mit meinen Träumen und Gedanken all Tag und Stund in meinem Dorf zu sein. Vielleicht, daß sich alles besser geschickt hätte, wenn ich bälder zu einem Kind gekommen wäre. Dein Vater sagte öfters zu mir, auch an jenem kalten Wintermorgen noch, an dem er sich beim Eisführen die Lungenentzündung und den Tod holte: ‚Du, Annette, daß du deine guten Seiten hast, das kann dir kein Advokat wegstreiten. Aber eine Buchhaldenerin würde ich mir doch nicht mehr holen, denn die haben ein Nädlein mehr im Kopf, als normale Menschenkinder." — O, wie war ich hergottenfroh, daß ich damals mit dir halbjährigem Wickelkind von meinem Bruder Hannis da auf Buchhalden im väterlichen Hause so lieb und mit allen guten Ehren aufgenommen wurde! Viel hab ich ja nicht mitgebracht, mit Not noch das meinige; die da unten tun größer als sie sind. Aber es hat halt dem Hannis ganz herrlich gepaßt, weil er als alter Hagestolz mit seinen Haushälterinnen eitel Verdruß und Schadenzeit erlebt hatte, wie denn ja eine Frau in der Schürze mehr forttragen kann, als der Mann mit vier Rossen zuführt. Noch im selben Frühjahr hab ich dann beim Maler Vetterli in Fehrengrund das blaue Täfelchen malen lassen mit dem Hausnamen ‚Zum Heimweh'. Die Leute haben zuerst gelächelt, als sie es am Sturzbalken über der Haustür angenagelt sahen; doch jetzt haben sie sich schon lange daran gewöhnt und meinen, es sei immer dagewesen. Und mein Beispiel hat manchem jungen Mädchen die Augen aufgetan, denn man hat halt doch wieder einmal erfahren können, daß eine Buchhalderin sich nicht über den Glockensonntag hinaus wagen soll."

*

Die Witfrau Annette Bächler hat nach ihrer Heimkehr aus der Verbannung das freundliche Anwesen zum Heimweh fast zwei Jahrzehnte lang mit ihrem Bruder zusammen versorgt und umgetrieben, einträchtig die meiste Zeit, bisweilen auch mit ein wenig Meistern und Koldern, wenn der alte Hagestolz sich etwa einfallen ließ, zur strengsten Sommerszeit einen halben Tag im Wirtshaus zu sitzen. Das Kind Regine ist inzwischen zu einem stattlichen Bauernmaitli herangereift, wohlvertraut mit jeder Handreichung in Haus und Feld. Da geschah es, daß der hartgesottene Sonderling Hannis an einem Vorfrühlingsabend, von einem oder einigen Schöppchen nicht ganz am besten beraten, beim Heuspaten auf die Diele und von da auf die Tenne hinunterfiel und drei Tage später samt seinen 54 ledigen Jahren auf den Dorffriedhof hinausgetragen werden mußte.

Am Sonntag nach der Beerdigung sitzen sich Mutter und Tochter vor dem Eindämmern am alten Familientisch in der guten Stube gegenüber. Regine ist größer gewachsen, als die schon etwas schütter und eingewerkt aussehende Frau, eher gliederfest, als zierlich. Man merkt ihr an, daß das Muß der Tagesarbeit ihr weder Bangen noch Beschwerde macht. Ein Bub im gleichen Alter braucht sich nicht zu melden. Ihr längliches Gesicht hat keine Kinderlinien mehr, es ist, wie ihr ganzes Wesen, bereits fertig gezimmert, gleichsam mit einem Schlüssel abgeschlossen: so bin ich, so bleibe ich, und so muß ich sein. Wer etwas will von mir, der muß geraden Weges auf mich zukommen, nicht um sieben abgehobelte Ecken herum. Auch in den Augen ist die rechte, echte Hirzenbergerin daheim. Ein wenig Hang zu beharrlichem Nachdenken, ein bißchen Lebensneugier, vor allem aber die unwandelbare Verläßlichkeit.

Die Mutter hat in den Hauspapieren gekramt, die bemalte Deckeltruhe steht noch neben ihr. Sie enthält Kanzleibriefe, Zinsbüchlein, Handwerker- und Steuerquittungen, gute Bankscheine, Reginens Sparheft und zu unterst eine Anzahl zerknitterter Notizbüchlein nicht mehr viel nutz, aber vom Verstorbenen doch des Aufbewahrens wert gehalten.

Die Unterhaltung geht einstweilen ohne Worte vor sich. Frau Annette nickt manchmal leicht mit dem ergrauten Kopf, wie man einen fertigen Beschluß stillschweigend bei sich bestätigt. Regine, die ihren Gedankengang genau errät, denkt bei sich: es wäre eigentlich unnötig, davon zu reden.

„Wir sind nun allein, wir zwei," läßt sich die kleine Frau jetzt vernehmen. „Hilfe haben wir ja schon an ihm gehabt, aber wir machen es doch. Ich habe keine Angst."

„Wer wollte denn Angst haben," gibt Regine gelassen zurück.

Wieder eine wohlabgewogene Pause, worauf die Bächlerin wie beiläufig vorbringt: „Mit einem Dienstbuben kommen wir aus. Und über die strengen Sommerwerke etwa ein Taglöhner. Dem Hannis seine Schoppen haben auch gekostet."

„Mit dem Ackern, das bringe ich ganz gut fertig," ergänzt Regine mit gutem Mut. „Der Hannis hat mich ganze Halbtage den Pflug führen lassen. Und mähen kann ich auch."

„Das will ich meinen." Die Mutter ist stolz darauf, dieses gewichtige Wort so unbedenklich aussprechen zu können.

Es scheint nun so ziemlich alles erledigt und überlegt zu sein. Frau Annette ist aufgestanden und stellt die Truhe in den Wandkasten. „Nur das Dengeln muß ich noch lernen," sagt Regine nebenbei. „Aber wenn das eine Kunst wäre, so hätte es der Onkel nicht so gut gekonnt. Und dann ist ja noch der Schmied Manz da."

Die Frau macht sich ein wenig im Kasten zu schaffen. Hierauf steht sie eine Weile nachdenklich mitten in der Stube, als hätte sie sich auf irgend etwas vergessen. Dann setzt sie sich auf die Fensterbank, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Regine muß verstohlen vor sich hinlächeln: „Jetzt wird es kommen — das, woran sie schon die ganze Zeit herumstudiert."

Ja, es kommt. Aber nicht mit einem festen Anlauf, die Frage ist zu schwerwiegend; man muß ihr gemach auf den Leib rücken.

„Es gibt also — vorläufig — keine große Aenderung. Wir stehen gut, das Schaffen und Hausen macht sich auf der Welt noch immer bezahlt. Aber etwas muß halt doch geschehen, über kurz oder lang. Ich bin kein Riese mehr. So im Haus herum und für leichteres Werken bring ich ja schon noch den Willen auf; doch merke ich wohl, daß es mit mir abnimmt. Bei allem mußt du vorangehen; bei allem mußt du die Achsel zuerst hergeben. Und das ist nie vom Rechten gewesen, wenn sich ein Mädchen in seinen schönen Jahren zu lang mit Männerarbeiten abplagen muß. Das kann einem in den Rücken fahren. Ein Frauenbild ist kein Mannsbild. Stellt einen Knecht an, wird man uns sagen. Aber unter einem Frauenregiment tut ein Knecht selten gut. Ist er alt, so will er in alles hineinregieren und schont lieber die Arme als das Maul. Ist er jung und ansehnlich, so setzt er sich leichtlich Grillen in den Kopf und möchte gern die Türen verwechseln. Man ist schnell in der Leute Mäulern, aber nicht schnell wieder heraus. Wie oft hat man es schon erlebt, daß so ein fremder Habenichts in einem Hause

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Tagung (32. Generalversammlung) in Luzern

Samstag, den 7. und Sonntag, den 8. Oktober 1933

Versammlung

Samstag, den 7. Oktober, 14.30 Uhr, im Großratssaal
(kant. Regierungsgebäude)

Samstag, den 7. Oktober, 20.30 Uhr
Gesellige Vereinigung im Hôtel du Lac

Oeffentliche Versammlung

Sonntag, den 8. Okt. 1933, 10.15 Uhr, im Großratssaal
(Regierungsgebäude)

1. **Erzieherische Aufgaben der obligatorischen hauswirtschaftl. Fortbildungsschule.** Regina Kägi-Fuchsmann
2. **Die Frau und die Demokratie.** Dr. Ida Somazzi

(Genaues Programm vergl. Nr. 38 vom 24. Sept.).

ben der deutschen Frauenfront sind von allen ihr angeschlossenen Vereinen einheitlich durchzuführen.

Die Gauleiterinnen sind der Reichsleiterin der deutschen Frauenfront dafür verantwortlich, daß die Ziele der deutschen Frauenfront von den N. S.-Frauenschaften und den für die einzelnen Aufgabengebiete zuständigen Frauenvereinen innerhalb ihres Gaues sachgemäß verfolgt und durchgeführt werden.

Entsprechende Schulung geht von der deutschen Frauenfront aus.

Amerika.

9000 Frauen unterzeichnen eine Protestkundgebung gegen die Behandlung der deutschen Juden.

Unter dem Vorsitz von Mrs. Chapman Catt, der bekannten großen Führerin der amerikanischen Frauenbewegung, hat sich ein Komitee nichtjüdischer Frauen gebildet, das eine Protestaktion gegen die antisemitische Haltung der Hitler-Regierung unternahm. Ohne Benutzung der Presse, ohne Hervortreten in der Oeffentlichkeit gelangte man an die Frauen, denn man wollte jegliche Beeinflussung von außen ausschließen, um desto sicherer die Stimme des individuellen Gewissens zu hören. Nach Beschluß des Komitees haben nur nicht-jüdische Frauen unterschrieben.

Unter den 9000 Unterschriften, die in wenigen Wochen eingingen, sind die der bekanntesten und verdientesten Frauen Amerikas, wie Jane Adams, Trägerin des Nobelpreises für Friedensarbeit, Grace Abbott, Leiterin des Staatlichen Amtes für Kinderwohlfahrt, und Delegierte im Völkerbund, Mary Wooley, Leiterin des College Mt. Vernon und Delegierte an der Abrüstungskonferenz, ferner die Leiterinnen der großen Frauenverbände und eine Menge geistig führender Frauen wie Juristinnen, Aerztinnen, Theologinnen, Professorinnen, Leiterinnen großer Betriebe, dann aber auch sehr zahlreiche Hausfrauen. In der Kundgebung heißt es u. a.: „Es sollen unter der Bevölkerung Deutschlands von 60,000,000 die Juden 600,000, also 1 Prozent ausmachen. Nach den Grundsätzen einer hohen internationalen Moral soll der Schutz des Lebens, des Rechts und der Freiheit der nationalen Minoritäten eine heilige Pflicht der Majorität sein. Statt zu schützen, hat die deutsche Majorität diese Minderheit der Zerstörung preisgegeben." Nach Aufzählung der geschehenen Aktionen, welche die Existenz des jüdischen Menschen geistig und wirtschaftlich zerstören, schließt der Protest folgendermaßen: „Diese Petition ist der Ausdruck christlichen Empfindens. ... So weit hinaus als uns möglich ist, geben wir allen Nationen unsere Entrüstung kund." Der Aufruf schließt mit den Worten Lord Cecils: „Dies ist eine Frage geworden, welche die ganze Welt angeht."

Frau in der Wahlversammlung.

Sie setzt die sachliche Hornbrille gleich beim Eintritt in den Saal auf die Nase, zieht den Rand des Filzhutes korrekt in die Stirn. Denn sie spürt und begreift es gleich: hier tritt sie in eine fremde Welt. Die Männer, in deren Mitte sie sich jetzt begibt, sind nicht die selben, die sie vom Familientisch, von der Trambahn, aus dem Freundeskreise, vom Geschäft her so gut zu kennen glaubt. Es sind nicht mehr die Männer, die ihr sonst, wenn nicht mit Ritterlichkeit, so doch mit einer sozusagen kollegialen Achtung gegenübertreten. Hier, Männer unter Männern, tragen sie ein anderes, fremdes Gesicht. Heute haben gute Familienväter einen seltsam verbissenen Zug um den Unterkiefer, unbesorgte Jünglinge fahlfunkelnde Augen. Es ist zwar an sich eine friedliche Handlung, wenn sie sich ihre Flasche Bier bei der Kellnerin bestellen. Aber dieß harmlose Tun schon ist heute etwas wie eine kriegerische Gebärde, die getragen ist vom Bewußtsein von der Wichtigkeit des Moments und der eigenen staatsbürgerlichen Würde.

Die Frau, die ohne solche Wichtigkeit, ohne alle Getragenheit, sich vor ihr Glas Kaffee gesetzt hat, ist jetzt ganz bereit, sich von den Rednern belehren, überzeugen, vielleicht mitreißen zu lassen. Die Blechmusik dicht hinter ihr soll mit einem Potpourri von Liedern und Märschen das Ihrige zu dieser Bereitwilligkeit beitragen. Ja freilich, der Redner dort oben entwickelt durchaus annehmbare Gedankengänge; die Frau gesteht es ihm gerne zu. Sie findet es anständig, wie er mit seinen politischen Gegnern umgeht. Er läßt ihnen die persönliche Ehre. Der Mann hat Erfolg. Er erntet Händeklatschen und Bravorufe. Die Frau allerdings hat dabei nicht mitgetan. Sie tut es auch nicht, als ein zweiter, ein dritter Redner mit stärkerem Wortschlag die politische Leidenschaft aufgepeitscht. Sie wird sogar kühler, ja wärmer, heißer die Luft um sie wird. Sie wird geradezu besessen von Kritiklucht, als die Aufnahmebegeisterung sich immer unbedingter äußert. Sie versucht nun, streng den Ausführungen des talentierten Redners zu folgen, Satz um Satz gedanklich zu erfassen. Aber was will diese Wendung besagen, wie kam jene Folgerung zustande? Ihr scheint es, sie stehe auswegslos in dichtem Gestrüpp. Endlich begreift sie: so ist der Sache nicht beizukommen. Es gilt hier nur sich treiben zu lassen auf dem Klang einiger Worte, die den Stempel des Hohen und Ehrwürdigen tragen, es heißt ein paar andere mit allen Empfindungen des Abscheus zu umkleiden und dementsprechend entgegenzunehmen. Aber dieser Vorsatz ist für die Frau nicht so leicht auszuführen. Ist es darum, weil sie hinter den schönen, erhabenen Worten, so gut wie hinter den versenten, übel beleumdeten, die ihr wechselweise ans Ohr klingen, letzten Endes doch Wirklichkeiten ahnt? Weil vielleicht lebendige Menschen, die sprechenden und die lauschenden Männer oder die Kinder jenes Familienvaters dort an der Tischecke einstmals unter den Auswirkungen dieses einen heutigen Abends stehen werden? Wird der Frau darum der Atem plötzlich so schwer, weil sie im engen Ausschnitt dieses Raums und dieser Stunde alle Verwirrung der Welt, Mengte, Sehnsüchte, Strebungen und Irrungen zusammengeballt erlebt? Inmitten der vom kühn aufgebauten Schlußsatz lebhaft bewegten Menge steht die Frau, abgesondert durch eine überwältigende Traurigkeit. —

Wenn jemand ihr jetzt sagen wird, daß Frauen sich für Politik nicht eignen, so wird sie ihm natürlich heftig wie immer widersprechen. Aber diesen einen Heimweg lang wird sie für sich, heimlich, die Frage zur Diskussion stellen. N.

Eine Ausstellung für Obst, Milch und Honig.

Vom 7. bis 16. Oktober 1933 findet im Aarefeldschulhaus, in Thun, eine Ausstellung für Obst, Milch und Honig statt. Die Initiative zu dieser Veranstaltung ging von der Thuner Fürsorgestelle für Alkoholkranke aus. Es soll gezeigt werden, welche erstklassigen Erzeugnisse des Obstbaues, der Milchwirtschaft und der Bienenzucht, das Berner Oberland hervorzubringen vermag. Es soll gezeigt werden, welche hohen gesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Werte in diesen drei köstlichen Erzeugnissen unseres gesegneten Landes enthalten sind. Es soll ferner dem Besucher vor Augen gehalten werden, wie ein Qualitätsprodukt sein soll, wie ein solches erzeugt werden kann und was noch verbesserungsbedürftig sein könnte, um diese Höchstleistung zu erreichen. Mit allem Nachdruck will die Ausstellung darauf hinweisen, daß der Produzent, wenn er sich in der heutigen Zeit der Exportstockung und der großen Anforderungen an Qualität, über Wasser halten will, auf die Erreichung von erstklassigen Produkten bedacht sein muß.

Jede der drei Abteilungen Obst, Milch und Honig wird in einheitlicher und origineller Art und Weise zur Geltung kommen. Durch die Angliederung eines gediegenen, den neuzeitlichen Anforderungen gerecht werdenden alkoholfreien Restaurationsbetriebes, sollen gerade die mannigfachen Verwendungsmöglichkeiten von Obst, Milch und Honig praktisch demonstriert werden. Dieser Erfrischungsraum kann auch ohne Besuch der Ausstellung aufgesucht werden.

An vier Abenden finden Vorträge im Freihofsaal statt, an denen die Herren Obstbaulehrer Spreng, Oeschberg, Dr. med. Schmid, Arzt, Thun, Dr. h. c. Leuenberger, Bienenforscher, Bern und Prof. Dr. A. Hartmann, Aarau, sprechen werden.

Die Ausstellung für Obst, Milch und Honig in Thun ist eine gemeinnützige Veranstaltung. Sie wird mit viel Liebe zur Sache und großen Opfern an Zeit und Geld eingerichtet: auter Besuch, auch von Seite der Frauen, ist ihr zu wünschen. F. T.

Vom Wirken unserer Vereine.

Das Herbstfest der Berner Frauen

vom 23. September ist voll und ganz gelungen. Die Bernerinnen, seit der „Saffa" ganz besonders erfahrene Organisatorinnen, haben es fertig gebracht, Stadt- und Landfrauen zu gemeinsamem Feste zu vereinen und, was noch wichtiger ist, zu gemeinsamer Vorbereitung des Festes, sodaß wirklich alle die so verschiedenartigen Kräfte, zu gleichem Ziel verbunden, Treffliches zu stande brachten. So wurde das Herbstfest ein voller Erfolg in allem, was Organisation, Stimmung, Darbietungen betrift. Auch das finanzielle Ergebnis, so weit es sich bis heute übersehauen läßt, ist in Anbetracht der Krise befriedigend.

Schon früh am Morgen um 6 Uhr fuhren die mit Gemüse, Früchten, Blumen, und vielem anderem beladenen Wagen auf und brachten aus den Ortschaften die Produkte, die zum Verkauf geschenkt worden waren. Bernermeitschi und Bauernfrauen in Tracht begleiteten sie, stellten sich hinter die schön geschmückten und mit Sprüchen versehenen Stände und fingen gleich an, zu verkaufen. Der Marktbetrieb setzte von Anfang an stark ein. Schon um 9 Uhr war kein Bauernbrot mehr zu bekommen, die ersten vier Schinken waren in kleinen Portionen verkauft, der Küchlistand duftete, das Glücksrad schwang ununterbrochen. Eitriges Gelumm wurde von fröhlichen Handorgelmelodien begleitet.

Im Kasino fing der Verkauf um 9 Uhr an. Wer auf dem Markt seine Einkäufe besorgt hatte, konnte sich nicht versagen, noch rasch in den prächtig geschmückten Saal hinauf zu steigen, um auch dort lang gehegte Wünsche zu befriedigen. Die in gelb und orange gehaltene Dekoration goß bei jedem Sonnenstrahl goldenes Licht über das bunte Treiben und die prächtigen, von den Landfrauen angefertigten Weißtannenkränze und Girlanden dokumentierten auch hier wieder, wie stimmungsvoll der Beitrag des Landes die Arbeit der Stadt zu ergänzen und zu heben vermag. Desgleichen fügten sich die vielen schmucken Trachten, auch von Städterinnen getragen, harmonisch in das Bild der geschmackvoll aufgemachten Stände.

Ganz besonders war für die Kleinen gesorgt worden. Das von den Kindergärtnerinnen mit emsigem Fleiß und großer Hingabe vorbereitete Kinderfest mit Schattentheater, Finkenwettlaufen, Tänzen, Ballwerfen, Glücksfischerei und vielen anderen Belustigungen beglückte Klein und Groß, Jung und Alt. Zur besonderen Freude der Jugend wurde der Finkenwettlauf der Großen!

Auch der Abend bot eine gediegene Vorführung, in der wiederum in regelmäßiger Abwechslung Stadt und Land berücksichtigt waren.

Eine besondere Freude gewährte es dem Bernischen Frauenbund, eine kleine Gruppe schwedischer Gäste willkommen heißen zu dürfen, von denen Kerstin Hesselgren, die liebenswürdige Gastgeberin bei der Zusammenkunft des Internationalen Frauenbundes in Stockholm, den Lesern des Frauenblattes eine bekannte Persönlichkeit ist. Sie war auf dem Wege nach Genf, wo sie als Parlamentsmitglied und Regierungsvertreterin Schwedens an den Sitzungen des Völkerbundes teilnimmt. Fräulein Hesselgren freute sich besonders an den schönen Jodelgesängen und dem glänzenden Bild reicher Trachten.

Von 10 Uhr an sorgten zwei Orchester für Tanzmusik in ländlichem und städtischem Rhythmus. Lange Gewänder und kurze Trachten drehten sich in vereinter Harmonie bald zu der einen, bald zur andern Melodie, bis weit in den Morgen hinein.

Es liegt eine große Ermutigung in der Tatsache, daß in unserer heutigen, zerrissenen Zeit, da jede Organisation und Partei egoistisch nur für sich selber schaut und das Nachgeben und Opfern den andern überlassen möchte, die Frauen dieses gemeinsame Fest in voller Harmonie und mit schönstem Ausklang organisieren und durchführen und zu einem so vollen Erfolg bringen konnten. —

Von Kursen und Tagungen.

Burgdorf: 14. und 15. Oktober. Aussprache über die finanzielle Seite der Haushaltlehre, veranstaltet v. d. Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst. Einzelne, erfahrene Hausfrauen sind zur Mitarbeit willkommen. Auskunft durch Sekretariat der Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, St. Gallen, Tannenstraße 18.

Basel: 30. September/1. Oktober: Tag der Völkerverständigung, veranstaltet vom Bund f. d. Vereinigten Staaten von Europa/Jung-Europa. Programme durch E. Bischer-Alioth, Schaffhauserrheinweg 55.

Kleine Rundschau.

Gute Schwimmerinnen.

Seitdem die Amerikanerin Gertrud Ederle im Jahre 1926 als erste Frau den Aermelkanal schwimmend durchquerte, haben ihr noch 7 weitere Frauen durchschwommen, keine aber in kürzerer Frist. Die letzte, Miß Lowry, eine 22jährige Engländerin, durchschwamm den Kanal in der Nacht vom 28. auf 29. August in 15 Stunden 45 Minuten. Neben 150 Preisen für Schwimmleistungen bekam Miß Lowry — ein wertvolleres — die Medaille für Lebensrettung, da sie als erst Vierzehnjährige, zwei badende Frauen vor dem Ertrinken rettete.

Dieser Meldung aus „The Vote" fügen wir gerne eine kleine Geschichte an, die in der Zeitschrift „Frauen-Turnen" von einer Schweizerin erzählt:

„Ein warmer Sommertag blaut über dem Zürichsee. Mit blitzenden Augen verfolgen 70 Glarnerkinder die rauschenden Wellen, wie sie am Bug des Dampfers aufschäumen und als riesiger Keil in die blinkende Seefläche hinausteilen. Nur zu schnell geht die frohe Fahrt vorbei, und wir fahren zu der Schifflände von Stäfa. Während des Ausfteigemanövers sehe ich in einiger Entfernung vom Ufer ein helles Bündel, das merkwürdig in den Dampferwellen schaukelt und auf einmal erkenne ich's . . . ein Kind. Ich eile zum Ufer, aber schon spritzt es unter der Ufermauer! Mit kräftigen Zügen schwimmt die Mutter in voller Kleidung hinaus; wird sie das Rettungswerk vollringen? Noch einige kraftvolle Stöße und das Kind liegt in ihren Armen. So sicher wie die Frau hinausschwamm, so sicher kehrt sie zum rettenden Ufer zurück, wo ihr das weinende Kind abgenommen wird. Ein kurzer Blick fliegt noch über das Wasser hinaus, wo die Gefahr drohte, und dann wird der Schreihals in den Wäschekorb verpackt. Dort findet er Platz, denn die Wäsche hängt, und so ist nun Schluß mit den gefährlichen Escapaden an und ins Wasser. —

Wie viele von all' unsern Turnerinnen — Mütter und zukünftige Mütter, Tanten und Cousinen — dürften oder könnten in der gleichen Situation ebenso rasch ins Wasser springen?"

Friedensfreunde.

Auf der Tagung des französischen Lehrerverbandes in Paris wurde mit erdrückender Mehrheit eine Entschließung gefaßt, wonach man sich für den Generalstreik im Falle eines Krieges aussprach. Ein anderer Entschließungsantrag, in dem der Vorschlag gemacht wurde, im Kriegsfalle den Anweisungen der internationalen Organisationen zu folgen, wurde mit 669 gegen 61 Stimmen abgelehnt. Im Verlaufe der Aussprache wiesen verschiedene Redner darauf hin, daß die Einberufungen unbedingt zurückgeschickt werden müßten. Wenn sich alle Mitglieder der angeschlossenen Organisationen damit einverstanden erklären würden, so würden im Mobilisierungsfalle mindestens 600,000 Mobilisierungsbefehle unbeantwortet bleiben. Außerdem müßte im Kriegsfalle sofort eine Gegenmobilisierung angeordnet werden, die sich mit den Munitionsfabriken, Elektrizitätswerken und Flughäfen zu beschäftigen habe, um den Krieg auf diese Weise unmöglich zu machen.

Ein Jubiläum.

E. P. Am 17. Sept. feierte das Diakonissen-Mutterhaus Kaiserswerth a. Rhein und mit ihm das Werk der evangelischen weiblichen Diakonie das Fest seines 100jährigen Bestehens. Dem Ernst der Zeit entsprechend, konnte die Feier dieses Gedenktages nur in Zurüstung auf neuen Dienst am Volk bestehen. Die Vertreter der 108 zur Kaiserswerther Generalkonferenz zusammengeschlossenen deutschen und außerdeutschen Mutterhäuser feierten den Tag mit den kirchlichen und staatlichen Behörden zusammen. Am Morgen fand ein Dankgottesdienst in der Diakonissen-Kirche statt. Am Nachmittag versammelten sich die Leiter der Anstalt, die Schwesternschaft und die Gäste zum feierlichen Festakt. Außer Vertreterinnen und Vertretern der deutschen Mutterhäuser waren die Diakonissenmutterhäuser in Bern, Kopenhagen, Miechlowitz, Oslo, Philadelphia, Stockholm und Zürich vertreten. Nach Begrüßungsworten sprach Pfarrer Graf von Lüttichau über den Sinn der Mutterhaus-Diakonie. Als wesentliche Ergebnisse eines Rückblicks auf die wunderbare Entwicklung der Kaiserswerther Diakonie bezeichnete er Bußbereitschaft, Dankbarkeit und das Gelöbnis weiterer unveränderter opferwilliger Dienstbereitschaft.

Ein Reichsbund geschiedener Frauen

wurde in Berlin gegründet. Der Zweck dieses Bundes, der allerorten Nebenstellen errichten will, ist: Beratung in Scheidungsangelegenheiten, Berufsberatung, Arbeitsvermittlung, Schaffung von Fonds zu Unterstützungen bis zu Beginn einer Berufstätigkeit, aber auch Mitwirkung an einer Reform der Ehescheidung in einem Sinn, der den Interessen beider Partner entspricht.

Frau Nachtwächter.

hf. Die Gemeinde Plagow in der Neumark hat sich dieser Tage freiwillig unter den Pantoffel begeben. Die Polizeigewalt und der Nachtwächterspieß wurden nämlich dort einer energischen Frau übergeben, die diesen ehrwürdigen Beruf mit großer Tatkraft und Umsicht ausüben wird. In Plagow waltet der Nachtwächter noch heute mit Spieß und Feuerhorn seines Amtes. Es ist anzunehmen, daß in Zukunft die Einwohner von Plagow etwas pünktlicher die Kneipe verlassen werden...

Versammlungs-Anzeiger

Aargau: Sonntag, den 1. Oktober, 13.30 Uhr, in der Stadtkirche Brugg. Kantonale Frauentagung. Vorträge über: Die Einführung des obligat. hausw. Unterrichts. Referentinnen: Frau Glättli-Graf, Zürich; Frl. Bläuer, Aarau; Voten von Frau Winiktörfer, Hägglingen; Frau Kohler-Burg, Linn; Frau Froelich-Jollinger, Brugg. Vortrag über: Die Schaffung einer aargauischen Töchterschule. Referent: Dr. Speidel, Aarau.

Bern: 2. Oktober, 20.15 Uhr: Vereinigung weibl. Geschäftsangestellter. Oeffentlicher Vortrag „im Daheim", Zeughausgasse 31, von Dr. C. G. Tauber, Nervenarzt, über „Sinn und Unsinn des Krankseins".

Zürich: Mittwoch, 4. Oktober, 20 Uhr, im Saale des Lyceumklubs, Rämistraße 26: Generalversammlung des Schweiz. Verband der Akademikerinnen, Sekt. Zürich. Nach Erledigung der üblichen Vereinsgeschäfte Vortrag

---

hängen blieb und man noch gut Anlitz zum schlimmen Handel machen mußte. Darum gibt's halt jetzt für uns wohl oder weh nur das, was ich jetzt sagen will: Du mußt aufs Heiraten denken. Ja, das mußt du. Es ist ja eine traurige Sache, man sollte einer Mutter fast Prügel geben, wenn sie einem tausendwöchigen Kind solche Sachen angibt, und dazu noch ihrem einzigen. Aber das Leben will jetzt halt das von mir, und da mache ich es, weil mir nichts anderes übrig bleibt.

Man muß ja für gewöhnlich bei den jungen Mägdlein eher bremsen als hetzen. Bei dir ist das anders, ich kann leichtlich merken, wie sehr du in vielen, und gerade in diesen Dingen, meine Art und mein Wesen überkommen hast; daß du immer meinst, du könnest gar nie genugsam auf deinen Stolz achthalten. Oder brächtest du es einmal zuweg, einem Burschen nur ganz verstohlen hinter den Bohnenstauden hervor nachzuschielen? Immer meinst du, er würde dir das gleich als Laufmirnach und Hastmichbald ausdeuten."

Regine muß ein kleines Lächeln vor der Mutter verbergen. Sie darf noch nicht herausbekennen, was der guten Frau wohl eine recht freudige Ueberraschung wäre, nämlich, daß sie schon seit mehr als einem Jahr angefangen hat, auf Otto Gerteis vom Freihof acht zu geben, und daß dieser sie beim Tanzen nach der Theateraufführung an der Bauernfastnacht auffällig vor den andern Mädchen bevorzugt hat. Noch weiß sie nicht, wie er es meint; sie weiß nur, daß auf dem Freihof ihrer zwei sind und daß sich der Hof nicht teilen läßt. Bei der Beerdigung des Oheims Hannis hat sie, während die Leidleute zwischen den vielen Kirchgängern der Gemeinde Spalier gingen einen Blick von Otto erhascht, den sie wie ein laut ausgesprochenes Wort zu verstehen glaubte: Du — würde sich für uns zwei nicht alles merkwürdig gut schicken?... (Fortsetzung folgt.)

von Frau Dr. Gsell (St. Gallen) über: „Die Frau in höheren Berufen. Beweggründe und Erfahrungen."

Zürich: 5. Oktober, 15.00 Uhr: Verein Mütterhilfe. Jahresversammlung im Kirchgemeindehaus Hirschengr. 50, Vorträge von Gertr. Hämmerli-Schindler: Aus der Arbeit der Zürcherischen Schwangeren-Beratungsstelle; Dr. med. Th. Koller, Frauenarzt: Probleme der Mutterschaft.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend);
Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Tel. 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 142, Tel 22,608.

la Strickwolle!

Garantiert unbeschwerte, sehr ausgiebige, nicht filzende, nicht eingehende, weiche **Strickwolle,** die 50 g-Strange zu **55 Rp.** (statt 80 Rp.), bei Bestellung v. mindestens 10 Strang. **50 Rp.** (Fabrikpreis). Farben: schwarz, grau, dunkelgrau, h'braunmeliert, d'braunmeliert, braun, beige. Schöne mehrfarbige **la Sportwolle,** per 50 g-Strange zu **70 Rp.** (statt ca. Fr. 1.20), bei Bestellung v. mindestens 10 Strangen zu **65 Rp.** (Muster zur Verfügung.) **Militärlismer** für kleine, mittlere u. große Figuren, aus Reinwolle **Fr. 9.80,** aus Baumwolle **Fr. 6.30** (2 St. 5% Rabatt, 3 St. 10% Rabatt).
Militärsocken, extra verstärkt, per Paar **Fr. 2.50,** bei Bestellung v. mehr als 6 Paar zu Fr. **2.30.** (Heimarbeit von Strickerinnen aus Berggemeinden.)
Absolut seriöse Bedienung. Postnachnahme. Nichtpassendes zurück P 4061 Bn

Lana-Wollhaus Zurzach (Aargau)

Ecole d'études sociales pour femmes - Genève
subventionnée par la Confédération.
Semestre d'hiver: 24 octobre 1933 au 17 mars 1934
Culture féminine générale: Cours de sciences économiques, juridiques et sociales.
Préparation aux carrières d'activités sociales (protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers): de secrétaires, bibliothécaires, libraires
Ecole de laborantines.
Pension, et cours ménagers: cuisine, coupe, repassage etc. au Foyer de l'Ecole.
Progr. (50 cts.) et renseignements par le secrétariat, rue Chs. Bonnet, 6, Genève. P 8533 X

Haushaltungs - Schule Lenzburg

des schweiz. gemeinnützigen **Frauenvereins.**

Am **1. November 1933** beginnt der sechsmonatige **hauswirtschaftliche Winterkurs.** Das Ziel unserer Schule ist, die Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen und Müttern zu erziehen. P 3539 Bn
Auskunft erteilt: Die Schulleitung.

Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen!

Verkaufsmagazine in: 209-38

Zürich, Winterthur, Wadenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Unsere Antwort

an die

„USEGO" - Union schweiz. Einkaufsgesellschaft, Olten

Tatsachen her!

Es dauert nun 8 Jahre, daß in der Presse, in Gemeinde- und Kantonsräten und auch im Bundeshaus Behauptung wider Behauptung gegen die Migros ausgespielt werden. Den Gipfel aber stellt Ihr offener Brief vom 11. September an uns dar.

Wir stellen fest:

Erstens, daß laut amtlicher Feststellung der Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich kein Mensch sich das Leben genommen hat „wegen der Migros", daß es sich also hier um eine ebenso unerhörte als leichtfertige Anschuldigung handelt (siehe ausführlicher Brief der Staatsanwaltschaft Zürich*).

Zweitens, daß nach Ihren eigenen Feststellungen für die in der „USEGO" organisierten ca. 4000 Spezierer „die Konkurrenzgefahr der Migros nicht so groß ist".

Drittens, daß Sie in Ihrem Brief auch nur ein einziges „USEGO"-Mitglied als notleidend anführen.

Wir verlangen:

1. Die Namen und genauen Adressen der Personen, die Sie, gestützt auf einen **anonymen Rapport, anonym mit X und Y aufführen.**
2. Die Firmanamen der 1299 Firmen, die in 8 Jahren geändert haben oder aus anderen Gründen aus der „USEGO" ausgeschieden sind. (Die von Ihnen akzeptierten Fr. 2000.— stehen Ihnen gegen Auslieferung dieser Adressen zur Verfügung.)
3. Daß der anonyme Rapportschreiber uns zwecks amtlicher Abklärung genannt wird.

Die Zeit der dreisten Behauptungen, die Zeit der X und Y ist vorbei.

In der Schweiz besteht seit Jahren eine eidgenössische Preisbildungskommission. In deren Aufgabengebiet fällt auch die Untersuchung des Migros-Problems.

Geben Sie öffentlich die Erklärung ab, daß Sie das Begehren nach einer solchen amtlichen, unparteiischen Untersuchung unterstützen!

Wir — und die öffentliche Meinung steht in diesem Punkte hinter uns — haben ein Recht und verlangen auf folgende Fragen einmal eine klipp und klare, objektive Antwort:

Ist es wahr, daß die Migros **vorbildliche** Löhne und Arbeitsbedingungen gewährt?

Ist es wahr, daß die Migros als Lieferanten ausschließlich Klein- und Mittel-Gewerbe- und Industriebetriebe sowie vorwiegend bäuerliche Kleinproduzenten beschäftigt?

Ist es wahr, daß die Migros für landwirtschaftliche Produkte Höchstpreise bezahlt und einer der größten Abnehmer für diese landwirtschaftlichen Produkte ist?

Ist es wahr, daß die Migros den Inlandkonsum wichtigster landwirtschaftlicher Produkte wie Süßmost, Rahm, Erbsenkonserven, inländische Tomaten, gewisser Gemüse etc. zu vervielfachen geholfen hat?

Ist es wahr, daß die Migros Qualitäten führt, die im Durchschnitt über dem Mittel liegen?

Ist es wahr, daß die Migros den Preis wichtiger Konsumartikel wie Joghurt, Malzprodukte (Eimalzin), koffeinfreier Kaffee, Schokolade, Wasch- und Putzpulver, Speiseöl, butterhaltiges Kochfett bis zur Hälfte ihres früheren Markenartikelpreises verbilligt hat bei Wahrung des Durchschnittsqualitäts-Wertes, und daß diese Verbilligung mit Hinblick auf die Volksernährung und -hygiene wertvoll gewesen ist?

Dagegen:

Ist es wahr, daß selbständige Spezereihändler **wegen der Migros** ihre Existenz verloren haben? Wo und wieviele, auch in Prozenten der Gesamtzahl ausgedrückt? Wieviel mehr Detaillisten der Nahrungsbranche sind in den letzten Jahren ausgeschieden als in der „Vor-Migros-Zeit", z. B. in der Krise 1921/22, die jährliche Norm war? Welcher Prozentsatz der Konkurse fällt schätzungsweise

a) der allgemeinen Krise,
b) der Konkurrenz der Konsumgenossenschaften, der Filialgeschäfte, sowie der **„USEGO"** zur Last?

Ist es wahr, daß in Zürich der **Stand** der Spezereihändler als solcher in den letzten 8 Jahren zurückgegangen ist, d. h. der normale Abgang größer geworden ist als der normale Zugang? (Es ist nämlich nun einmal so, daß auch Spezierer manchmal sterben müssen, genau wie andere Leute....)

Ist es wahr, daß der angebliche zahlenmäßige Rückgang und der behauptete Notstand des Spezierersstandes in den sogenannten Migros-Städten größer ist als z. B. in der welschen Schweiz, woher heute die stärksten Klagen kommen, obwohl die Migros dort nicht tätig ist?

Ist es wahr, daß Arbeiter und Angestellte wegen der Migros ihre Stelle verloren haben? Wo und wieviele, auch in Prozenten der Gesamtarbeiter- resp. -Angestelltenzahl im betreffenden Gewerbe, Industrie oder Handel? Wie hoch ist der Prozentsatz der Arbeitslosen im zürcherischen Nahrungsmittel-Detailhandel, verglichen mit andern Gewerben?

Ist es wahr, daß die Migros mit ihrer **Preis**festsetzung ihren Lieferanten zu wenig Rechnung trägt?

Ist es wahr, daß die gesamten Steuerleistungen der Migros als Unternehmung, ihrer Leiter und ihres Personals verhältnismäßig zu gering sind?

Ist es wahr, daß sich die Propaganda und der Aufklärungsfeldzug der Migros mit ihren wirklichen Taten und Leistungen zugunsten von Konsument und Produzent **nicht** decken?

Wir haben die Untersuchung aller dieser Fragen keineswegs zu scheuen und stellen unsere Behauptung unter Beweis, indem wir das dafür ausschlaggebende Material aus der Geschäftsgebarung der Migros der amtlichen Kommission und der großen Oeffentlichkeit sofort zur Verfügung stellen.

Die breite Oeffentlichkeit hat nun ein dringendes Interesse, amtlich festgestellte Tatsachen über die Migros kennenzulernen, nachdem den Erörterungen über dieses kaufmännische Unternehmen in der hohen Politik ein so erstaunlich breiter Raum gewährt und soviel Bedeutung beigemessen wird.

Wenn Preisbildungsberichte über die Artikel Zucker, Kaffee, Wein, Zement und sogar Tapeten, die monate- und jahrelange Arbeit beansprüchten, gemacht wurden, also über Artikel, die einen nur ganz geringen Teil der Lebenskosten ausmachen, so darf wohl angenommen werden, daß

das Problem des Tages auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung, die Migros und ihre Wirkungen, endlich, endlich einmal aus dem interessierten Halbdunkel der Behauptungen ins helle Licht eines unparteiischen Untersuchungsberichts gerückt werde!

Staatsanwaltschaft
des schweizerischen Kantons
Zürich

Zürich, 21. Sept. 1933.

Herrn
G. Duttweiler,
Migros AG.
Zürich
Postfach Industrie 89

Ihre Anfrage vom 18. September 1933, ob in irgendeinem Falle von Selbstmord die Migros als Verursacherin einer solchen traurigen Tat bezeichnet worden sei", habe ich, da diese Anzeigen von außergewöhnlichen Todesfällen, die bei uns eingehen, unter die Funktionäre der Staatsanwaltschaft verteilt werden, zirkulieren lassen und daraufhin von allen Staatsanwälten die Mitteilung erhalten, daß ihnen kein solcher Fall bekannt sei. Von einer Nachprüfung der in Frage kommenden Akten haben wir allerdings, weil sehr zeitraubend, abgesehen, zumal wir glauben, daß ein solcher Vorwurf nicht übersehen oder vergessen worden wäre.

Staatsanwaltschaft Zürich.
Der Erste Staatsanwalt:
sig. Glaettli.

Und Taten her!

Sie schreiben kaltblütig:

„Nicht jeder kann (in die ‚Usego') aufgenommen werden, die Bedürfnisfrage spielt eine Rolle, wir streben nach der Sanierung des Standes von innen heraus..."

Und die Schwächsten, die nach Ansicht der „Usego" „Ueberflüssigen", die Witwen und Bedürftigen, die es mit dem Spezereihandel als letzter Zuflucht versuchen, die Sie nicht aufnehmer und dadurch von der Möglichkeit ausschließen, den Konkurrenzkampf durch Zusammenschluß zu bestehen, da soll die Migros schuld sein, wenn sie Ihrer „Sanierung des Standes von innen heraus", zum Opfer fallen?

Bekämpfen die „Usego"-Läden, also Ihre Mitglieder, ihre Konkurrenten, die nicht in die „Usego" aufgenommen werden, nicht bis aufs Blut und sind wohl deren gefährlichste Konkurrenz dank der „Rationalisierung" der „Usego"? Ist die „Usego" da berufen, tiefes Mitleid an den Tag zu legen und andere anzuklagen?

Ebensogut können die Leute X und Y, die Sie erwähnen,

wegen Nichtaufnahme in die eigene Einkaufsorganisation,

die „Usego", oder wegen Ausstoßung aus derselben zur Verzweiflung, in Trauer und Sorgen getrieben worden sein!

Denn Sie schreiben wörtlich weiter:

„Durch den gemeinsamen Großimport und -einkauf.... ist für die Usego-Mitglieder die Konkurrenzgefahr —, auch die Ihre (Migros) — nicht so groß..."

Zwischen weinerlichem Geschwätz steht hier die Feststellung, die wir immer und immer wieder machten:

Der gut organisierte, mit den nötigen Kenntnissen und Mitteln ausgestattete selbständige Spezierer kann trotz der Konkurrenz der Migros existieren.

Ist es Ihnen mit dem tiefen Bedauern über die von Ihnen nicht aufgenommenen oder „ausgeschiedenen" Spezereihändler ernst, oder sind Ihre Beweggründe rein geschäftlich-politischer Natur?

Wenn es Ihnen ernst ist, handeln Sie, anstatt zu jammern und anzuklagen. Helfen Sie denen, die wirtschaftlich ins Elend geraten, wie die Migros ihnen zu helfen bereit ist:

Die der Migros nahestehenden Fabrikationsunternehmungen sind bereit, jedem Abnehmer des Kleinhandels Ware zu den gleichen Bedingungen zu liefern wie der Migros selbst. Sind Sie bereit, Ihren Mitgliedern diesen Einkauf zu gestatten? Für die, denen auf diese Weise nicht zu helfen ist, bleibt nur der Weg direkter finanzieller Hilfe. Das letzte Jahr stifteten die Migros und ihre Angestellten und Arbeiter Fr. 100.000.— für die Arbeitslosen. Dieses Jahr wollen wir dieselbe Summe für die „Sanierung" im Spezereikleinhandelsstand aussetzen,

vorausgesetzt, daß auch andere am Handel interessierte Kreise sich an dieser Sanierungsaktion beteiligen. Nun haben Sie die beste Gelegenheit, zu zeigen, daß Ihr Mitfühlen für die, die Ihrer „Sanierung" zum Opfer fallen, wahr ist, indem Sie dieselbe Summe wie wir in einen solchen neutralen, unter behördlicher Kontrolle stehenden Fonds einzahlen.

Zweifellos werden auch die Lieferanten der Spezereihändler, insbesondere der Verband der schweizerischen Markenartikelfabrikanten, eine ähnliche Summe aufbringen können. Diese sind es, die durch die neue Bewegung zur Einschränkung der Handels- und Gewerbefreiheit und durch jede erhoffte Einschränkung der Migros in erster Linie profitieren:

Wir haben ausgerechnet, daß der **Kursgewinn** auf den Aktien **von nur 3 der größten Konzerne** der Nahrungsmittelbranche (Markenartikel) vom 30. Dezember 1932 bis zum 15. September 1933 den Betrag von

Fr. 104.662.500.—

ausmacht. Die maßgebenden Herren dieser glänzend prosperierenden Unternehmungen werden ebensogut ein Herz haben für ihre in tiefe Not geratenen Abnehmer wie die vielgeschmähte Migros. Sicherlich würde das Volkswirtschaftsdepartement einer solchen Bestrebung seine Mithilfe und Kontrolle zusagen.

Will man oder will man nicht?

Das ist die Frage. Nachdem Sie sie aufgegriffen haben, verlangt die Oeffentlichkeit eine klare Antwort darauf.

Um wieder in Ihrem Stil zu reden: Bedenken Sie vor allem das harte Los derer, die Sie durch willkürlichen, selbstherrlichen Beschluß aus der Einkaufsgesellschaft „Usego" ausstoßen. Die Streichung von der „Usego"-Liste ist in Kaufmannskreisen das Signal, diesen Gestrichenen den Kredit abzuschneiden: damit ist ihr Schicksal häufig besiegelt!

Gedenken Sie derjenigen (meist kleinen) Lieferanten, die Sie kaltblütig, sich zum Richter aufwerfend, von Ihrer Lieferantenliste streichen und ihnen so oft den Lebensfaden abschneiden. Soll Ihnen nicht geholfen werden, wenn sie ins Elend geraten? Oder heißt ihr Wort „Sanierung" etwa: Vernichtung und Bekämpfung all derer, die nicht Ihrem Einkaufsverband angehören?

Die Hilfsaktion hätte auch den **Hausierern,** die durch das von den Spezereihändlern zur „Sanierung des Standes" von außen her verlangte Verbot oder durch die verbotähnlichen Gebühren ruiniert, ja in „Selbsmord und Irrsinn gestoßen" würden, zu helfen. Das „Wirtschaftliche Volksblatt", das Sprachrohr der Spezereihändler, schreibt dazu am 3. September 1933:

„... So überlegt sie (die Hausfrau) sich nach dem zehnten Hausierer am gleichen halben Tage doch, ob sie... nicht eine Tafel mit ‚Betteln und Hausieren verboten' anbringen und ihrem Manne die Anschaffung eines großen Hundes vorschlagen wolle, um endlich dieser Plackerei loszuwerden. Aber vielleicht nützt auch das nicht viel..."

„... Kann denn die Zahl der Hausierer nicht eingeschränkt werden, haben die Behörden kein Verständnis dafür?..."

„... Ein praktischer Vorschlag ist vor einiger Zeit im Kanton Bern unter dem Antrage für die Revision des Warenhandelsgesetzes gemacht worden, nämlich die Einführung einer

Erkennungsmarke für die Inhaber des Hausierpatentes..."

Im Kanton Zürich allein gibt es 3500 Hausierer, fast alles Schweizer Bürger. Vielleicht findet zwar die „Usego", daß eben der „Selbstmord" eines Hausierers (und die „Not der elternlosen Kinder") weniger schwer wiegt als der eines Spezereihändlers...

Und wenn's vor den höchsten Richter geht, wie die „Usego" so schön sagt, so wird mein Standpunkt sein, daß ich nie in meinem Erdenleben Konkurrenten so bodenlos unschweizerisch und geschmacklos

mit dem Gebetbuch in der Hand

angeödet habe, um mein Geschäft zu machen, wie gewisse andere Leute Herr Direktor Gotthold B., der Sie „zufällig" vergessen haben, Ihren Namen unter den **veröffentlichten** Text zu setzen, was würden Sie dazu sagen, wenn **ich** öffentlich in Ihrem Stil an Sie geschrieben hätte:

„Gedenken Sie der Flüche und Tränen, der Dutzende von Selbstmorden und Hunderten von Irrenhaus-Insassen aus der X- und Y-straße, die nach der Statistik auf das von Ihnen eingeführte und vertriebene **Alkohol**-Quantum entfallen, nebst dem Familienunglück von Tausenden von Frauen, Männern und Kindern mit düsterer Zukunft! Schlägt nicht Ihr Gewissen wegen der Grossisten (vor ein paar Tagen die alte Firma B. & Co., Lenzburg), die hauptsächlich wegen Ihres Großverbandes mit 66 Millionen Franken Umsatz in Konkurs gekommen sind, weil sie keine Existenzbasis mehr hatten?... Spuken nicht in Ihren Träumen die Selbstmörder, die vor dem letzten Entschluß bewahrt worden wären, wenn sie nicht harten Herzens von der eigenen Einkaufsorganisation abgelehnt oder ausgestoßen worden wären?"

Geschmacklos, bis zum Ekel — — so würden Sie darüber denken, genau was die anständigen Leser Ihrer giftigen Bettagsbotschaft an die Migros gedacht haben werden. Welch ein riesiger Abstand zwischen einem solchen tristen Machwerk und einer sachlichen, wenn auch scharfen Auseinandersetzung zwischen Konkurrenten, aus der die gesamte Verbraucherschaft Nutzen ziehen kann!

Für die Migros AG.
G. DUTTWEILER.

Wieder Pralinés - 10 % billiger!

Es ist unseren Freunden gelungen, die **Qualität noch zu verfeinern, ein größeres Assortiment** in die Schachteln zu legen und dazu noch

den Preis um 10 % zu senken!

Wir führen wieder regelmäßig:

Nuß-Mandel-Mischung, **Haselnuß-Milch**, **„Migros-Bären"-Pralinés** — 100 g = **45½ Rp.** (Schachtel 107–113 g 50 Rp.)
Frucht-Creme-Nuß — 100 g = **38½ Rp.** (Schachtel 127–133 g 50 Rp.)

Geschenk-Packungen:
Haselnuß-Milch / Nuß-Mandeln / „Migros-Bären" / Trüffel-Frucht — 100 g **45½ Rp.** (216—224 g Fr. 1.—).

Schokolade-Täfelchen in neuer Zusammensetzung:
Milch — Orange — Mokka — Krokant,
12 Täfelchen 50 Rp.

NEU! NEU!
Schokoladen-Pulver
½ kg **78½** Rp.
(640 g netto — Dose Fr. 1.—)

Abschlag:
Caramels-Mous „MI-KA-MU"
Schachteln zu 80 g = **20 Stück 20 Rp.**
(Die bisherigen Schachteln mit 5 Rp. Bareinlage werden zu 45 Rp. ausverkauft)

Cornichons Dose mit 150 g Inhalt **50 Rp.**

Literarische Beilage.

Frühherbstgarten.

Ueber Erwarten
Bunt blüht der Garten.
Er glüht wie in Kränzen
Im Frühherbstglänzen.

Die Georginen
Mit warmen Mienen
Sind anzuschauen
Wie frohe Frauen.

Im Heiligtume
Der Sonnenblume
In goldenem Rahmen
Reifen die Samen.

Viel brennende Triebe
Schickt flammende Liebe,
Zu tausend Malen
Will sie erstrahlen.

Ach! Allerwegen
Leuchtet der Segen:
In seligem Prangen
Ein letztes Verlangen.

Johanna Siebel.

Die Schwestern Brontë.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wachsen dem englischen Pfarrer Brontë sechs hochbegabte Kinder heran. Er selbst hat seine hohen dichterischen Jünglingsträume kaum zur Verwirklichung gebracht, schleppt sie nur wie hemmende Fesseln in ein graues, einförmiges Studierzimmerleben hinein. Seine in frühester Jugend schon mutterlosen Kinder, fünf Mädchen und ein verwöhnter einziger Knabe, stehen unter der strengen Zucht dieses weltfremden Vaters und unter der wenig liebreichen Hut einer alten puritanischen Tante. Ihr Intellekt wird frühe geweckt: mit sechs und sieben Jahren diskutieren diese sonderbaren Kinder die neusten Parlamentsberichte, beziehen bereits eine politische Stellung, stehen dem Vater auf spitzfindige religiöse und philosophische Fragen Antwort. Ihr einziger Garten ist der Kirchhof des Dorfes, einziges erlaubtes Vergnügen sind die weiten Streifereien in der unendlichen Heide, an deren Rand das graue düstere Pfarrhaus von Haworth liegt. Der Versuch, die Mädchen in einem wohltätigen Stift für unbemittelte Pfarrerstöchter billig schulen zu lassen, endet mit dem Tode der zwei älteren Mädchen. Die jüngern, Emily und Charlotte, entkommen zwar lebend, aber mit schwersten körperlichen und seelischen Schäden aus dieser kaum ausdenkbar strengen und schlecht gehaltenen Anstalt. Charlotte Brontë beschreibt später die unerhörten Leiden ihrer Anstaltszeit in einem Roman. Ein Sturm der Entrüstung und des Mitleids ist die wohlverdiente Antwort der Oeffentlichkeit. Den erwachsenen Mädchen steht als damals einzig möglicher Berufsweg die dornenreiche Arbeit als Erzieherin offen. In reichen, kultivierten und unkultivierten Häusern, in englischen und belgischen Internaten, haben die Schwestern auf solche Weise gewirkt. Auch von diesen mehr trüben als erfreulichen Erfahrungen findet sich in ihren Werken der dichterische Niederschlag.

Während die Töchter sich ihren kärglichen Verdienst mühsam genug erwerben, wird dem begabten, aber sittlich haltlosen Sohne der Weg nur allzu leicht gemacht. Er verspielt und vertrinkt seine mannigfachen Talente, vergeudet die Geldmittel, die ihm der gutgläubige Vater und die von Liebe verblendeten Schwestern zur Verfügung stellen, endet schließlich in den Qualen des Wahnsinns. Als man später Emily Brontës erstem Roman den allzu groben Realismus seiner Wahnsinnsszenen vorwirft, weil er das feine Empfinden der Leser verletze, muß die Autorin schmerzlich gestehen: „Ach Gott, ich habe schwer genug für das Wissen bezahlt, daß solche Charaktere sich in der Wirklichkeit vorfinden.“ Emily ist es in der Tat, die den wahnsinnigen Bruder jahrelang pflegt und seinen Wutausbrüchen standhält.

In den Zeiten der Verzweiflung, die für die zarten Schwestern aus dem schmachvollen Zustande des rasch verkommenden Bruders folgen, fällt ein Lichtstrahl: Charlotte entdeckt zufällig in einem Schulheft Gedichte der Schwester Emily. Dies gibt ihr endlich den Mut, ihre eigenen stets geheim gehaltenen dichterischen Proben zu zeigen. Auch die jüngste Schwester Anne steuert dem nun rasch geplanten und vollendeten Gedichtbande von „Currer, Ellis und Acton Bell“ ihren Anteil bei. Dieser Gedichtband hat allerdings so gut wie gar keinen Erfolg. Es gelingt dem Bemühen des Verlegers nur, zwei einzige Exemplare davon zu verkaufen; eine einzige Kritik nimmt Notiz von dieser Neuerscheinung. Aber die Schwestern haben bei diesem ersten Versuche ihre Stimmen gefunden. Am selben Tage beginnen sie alle drei ihren ersten Roman zu schreiben. Es wird erzählt, wie sehr sich zu jener Zeit der Krämer des Dorfes über den großen Papierverbrauch der sparsamen Schwestern erstaunte.

Der zum größten Teil autobiographische Roman Charlottes „Jane Eyre“ hat einen ungeheuren Erfolg, Auflage um Auflage findet ihren Absatz. Auch Emilys Erstling wird beachtet und Annes Lebensgeschichte der Erzieherin „Agnes Grey“ erweckt ein sympathisches Echo. Der Ruhm, der sich so plötzlich eingestellt, ist für die weltfremden Schwestern mehr Last als Freude. Emily entzieht sich ganz der Oeffentlichkeit, kein Mensch, nicht einmal die Bewohner des heimatlichen Dorfes dürfen um ihre Autorschaft wissen, am wenigsten der Bruder, den die Erfolge der Schwestern beschämen könnten. „Er hat nie gewußt, daß wir eine Zeile schrieben.“ Charlotte macht einige schüchterne Schritte in die literarischen Zirkel von London. Aber sie will vor Scham in den Boden versinken, als sie vom berühmten zeitgenössischen Dichter Thackeray öffentlich mit Sätzen aus ihrem eigenen Werke begrüßt, von irgend einem kleinen Mädchen als Jane Eyre angesprochen wird. Auch sie vergräbt sich wieder in ihre Einsamkeit.

Der Erfolg ist wohl gekommen, die Einkünfte aus den Büchern würden den Schwestern jetzt ein reichlicheres, freieres Leben gestatten. Aber Emily wie Anne siechen und sterben beide noch nicht dreißigjährig an demselben Lungenleiden dahin, das schon die ältern Schwestern dahingerafft. Charlotte, allein zurückgeblieben, entschließt sich endlich nach langem Zögern zu einer resignierten Ehe mit dem Vikar ihres Vaters. Kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes stirbt auch sie.

Emilie und Georges Romieu schildern die Geschicke dieser bedeutenden Schwestern in einer vorzüglichen kleinen Biographie, die auch in unserm Sprachgebiete Interesse verdient. (La vie des sœurs Brontë, Edition de la Nouvelle Revue Française, Paris). Sie gehen mit ebenso viel Sachkenntnis und Einfühlungskraft als seelischem Takt an ihr Werk. Sie vermeiden glücklich die Beschwerung ihrer Darstellung durch allzu häufige Quellenangaben und Zitate, fallen aber doch nirgends in romanhafte Uebersteigerung. Trefflich grenzen die Biographen die sehr verschiedenartigen Charaktere der Schwestern gegeneinander ab. So zeichnen sie Emilys fast heldenhafte Seelengröße mit kleinen, aber aufschlußreichen Einzelheiten. Sie ist wie ihre Schwestern, nur mehr noch als jene eine leidenschaftliche Tierfreundin. Als ein herrenloser Hund ihr heulend naht, reicht sie ihm Nahrung und Wasser, muß aber mit Entsetzen die riesige Dogge auf sich zustürzen sehen, spürt seine wütenden Bisse im Fleisch, und erkennt an ihm alle Anzeichen der Tollwut. Als sie sich von ihm befreit hat, geht sie schweigend in die Küche, brennt sich selbst mit einem glühenden Eisen die Wunden aus, die sie vor ihren Schwestern verbirgt, bis jede Gefahr vorüber ist. Noch bezeichnender für Emilys Art spricht dies: als die alte Magd verunglückt, Vater und Tante von ihrer notwendigen Entlassung sprechen, da niemand wie sie die grobe Arbeit verrichten kann, antwortet Emily: „Doch, ich.“ Sie erwirkt so das Bleiben der alten Dienerin und leistet viele Jahre lang bis zu deren Tod statt ihrer die Arbeit. Außer der stummen Zuneigung der großen Hunde, die sie auf ihren Gängen durch die Heide begleiten, außer der engen Verbundenheit im schwesterlichen Kreise ist Emily niemals Liebe dargebracht worden. „Aber sie hat auch niemals jenen erwartet, der nicht gekommen ist. Sie wußte, daß er nicht kommen würde. Schon in jungen Jahren war sie inne geworden, daß sie ohne ihresgleichen war, daß die gebotenen Möglichkeiten nicht ihres Maßes sein konnten,“ schreiben die Biographen.

Charlottes Leben ist äußerlich bewegter, sowie auch ihr Charakter uneinheitlicher und vieldeutiger erscheint. Obschon sie zwergenhaft klein und in keiner Weise schön zu nennen ist, erweckt sie mit ihrem reichen und gut durchbildeten Intellekt doch überall Interesse, mehr als einmal die leidenschaftliche Zuneigung zum Teil bedeutender Männer. Aber Charlotte ist ganz wie ihre Heldin Jane Eyre zu hellsichtig und zu feinnervig, um sich über ihr eigenes Gefühl, über die eigene Art zu trügen. Auf seinen formellen Heiratsantrag schreibt sie dem Bruder ihrer nächsten Freundin: „Sie wissen, daß ich Ihrer Familie vor allen andern anhänglich bin, besonders einer Ihrer Schwestern, und daß ich für Sie eine aufrichtige Hochachtung empfinde. Zeihen Sie mich darum nicht niederer Beweggründe, wenn ich gezwungen bin, auf Ihren Vorschlag rundweg verneinend zu antworten. Ich gehorche damit mehr meinem Gewissen als meiner Neigung. Ich empfinde keinerlei persönliche Abneigung beim Gedanken an eine Verbindung mit Ihnen. Aber ich bin überzeugt, daß meine Natur nicht geeignet ist, das Glück eines Mannes wie Sie zu schaffen. Die Frau, die zu Ihnen passen würde, dürfte nicht einen zu ausgesprochenen, keinen leidenschaftlichen und selbständigen Charakter besitzen. Sie müßte sanft, fromm und gleichmäßig frohen Gemütes sein. Sie müßte soviel körperliche Reize besitzen, daß sie Ihren Augen dauernd gefallen und Ihren gerechten Stolz befriedigen könnte. Aber mich kennen Sie nicht. Ich bin nicht die ernste ruhige Person, welche Sie in mir vermuten. Sie würden mich romantisch und überspannt finden, spottlustig und ohne Nachsicht.“ An die Freundin schreibt Charlotte noch eindringlicher erklärend: „Ich empfinde Deinem Bruder gegenüber nicht jene leidenschaftliche Verbundenheit, die mich bereit machen würde, für ihn zu sterben; und doch, wenn ich mich jemals verheirate, will ich meinen Mann glühend lieben können. Dann würde mir die ganze Welt vor seinem geringsten Wunsche nichts bedeuten.“ Nach der Meinung ihrer Biographen steht Charlottes Natur unter dem tragischen Zwang, nur dort lieben zu können, wo ihr keine Gegenliebe wird. Jedenfalls bedrängt die verzweifelte Liebe zu einem vergötterten Lehrer ihre besten Jugendjahre. Aber sie ist später gerecht genug, um die hohen Verdienste dieses Mannes um ihre künstlerische und intellektuelle Ausbildung freimütig anzuerkennen.

Die Biographen wissen auch mit vielem Verständnis auf die Werke der Dichterschwestern hinzulenken. Die Lektüre dieser scheinbar etwas verstaubten Bücher vermittelt starke Eindrücke. Vor allem Emilys Roman „Wuthering Heigthts“ (deutsch vielleicht mit „Hügel im Sturm“ zu übersetzen) bestrickt nicht nur durch die Gewalt der Naturdarstellung, sondern auch durch die großartige Gestaltung seiner menschlichen Charaktere, besonders nach ihrer Nachtseite hin. Die Worte eines zeitgenössischen Kritikers kann man heute noch bestätigen: „Ihre Gewalt ist durchaus titanisch; von der ersten bis zur letzten Seite ist dies Buch erschrecklich und wahr, — grausam zu lesen. Wenn wir hören, daß ein bescheidenes, unerfahrenes junges Mädchen es geschrieben hat, so bleiben wir sprachlos. Emily Brontë hat in ihrem Heathcliff einen Schurken gezeichnet, dem man nur Shakespeares Jago gesellen kann. Selbst Goethes Mephisto ist ein Gentleman im Vergleich zu ihm.“

Charlottens Roman „Jane Eyre“, der dem damaligen Zeitgeschmack so sehr entsprach, trägt mit einigen Längen und Sentimentalitäten deutlicher die Jahrzahl seiner Entstehung als das überzeitlichere Werk der Schwester. Aber auch er atmet noch heute, besonders in seinen Liebesszenen, eine so große Fülle menschlicher Einsicht aus, daß er nicht als literarhistorische Delikatesse, sondern wie eine lebendige Frucht genossen wird. Denn auch dieses bescheidene junge Mädchen springt mit dem eingeborenen Wissen des wahren Dichters weit über die engen Grenzen der eigenen Erfahrung hinaus.

A. H.

Lulu von Strauß und Torney.

Zum 60. Geburtstag der Dichterin.

„Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“ Dieser Satz, mit der Hand der jungen Dichterin in den ersten Band ihrer Gedichte geschrieben, hat sich an dem Werk Lulus von Strauß und Torney verwirklicht: Es ist Gnade, nicht Gekonntes, was uns hier geschenkt wurde, Gnade, ein inneres Muß, das dieser Frau immer wieder die Feder in die Hand drückte, immer wieder in den schweren dunklen Melodien einer kargen Heimaterde, in den harten biederben Bauernfiguren des Weserlandes, in den Heimsuchungen, denen Land und Menschen dort durch Jahrhunderte hindurch ausgesetzt waren, in den Glaubenskämpfen der Reformationszeit, aber auch in eigenem Zweifel und Ringen immer aufs neue Stoff zu Romanen und Novellen, zu Ballade und zarter Lyrik gab. „Langsam ging ich zurück zur Zwiesprache mit lebendiger Vergangenheit. Heute und gestern und vor hundert Jahren waren eins. Nicht der einzelne Mensch galt, sondern das Geschlecht. Das Volk, das die Vergangenheit war und die Zukunft sein würde. Erde und Blut, tief einander verbunden. Meine eigene Erde, mein eigenes Blut!“ So auch wirken die Dichtungen Lulus von Strauß und Torney auf uns. In jedem ihrer Verse, in jeder Zeile ihrer Novellen und Romane spüren wir diese tiefe Verwurzeltheit mit dem Heimatboden, mit den Menschen dieses geschichts- und blutgetränkten Landes, mit diesen Bauern, die so schroff und so kantig einander gegenüberstehen und doch aus demselben Nährboden ihre Kraft zogen. All das, was Lulu von Strauß und Torney in mühsamer Kleinarbeit aus den Archiven ihres Heimatstädtchens Bückeburg, aus den Bänden und Folianten der fürstlichen Bibliothek dort, aus den Familienchroniken der Bauern zusammentrug, „blieb niemals tote papierene Historie, es war immer nur lebendiger Augenblick, der in unser Jetzt hinein fortwirkt“, es ist uns, den Lesenden zu lebendigem glutvollem Leben geworden: Die von Not und Verzweiflung und Ausbeuterei zum Morden und Brennen gehetzten Bauern der Novelle „Der Hof am Brink“, und im Gegensatz zur Wucht und Derbheit dieser Darstellung die zarte farbige des „Meerminike“ jener Novelle, in der uns aus dem Munde des Ketzerprädikanten die beglückende sieghafte Wahrheit verkündet wird: „Hütet Euere Seele, Brüder! Gottes Volk soll nicht kämpfen mit eisernen Schwertern und mit fleischlichem Zorn! Es hat heiligere Waffen, die den Sieg über alle Feinde vom Himmel herunter holen.“ Ueber die Entstehungsgeschichte des großangelegten Romanes „Luzifer“ schreibt die Dichterin selbst: „Zwischen allerlei heute vergessenen Aufsätzen, Gedichten, ungedruckten Selbstgesprächen in Dialogform steht vor allem eins meiner Bücher als Etappe an dem Weg geistiger Befreiung aus überlieferter Gebundenheit. Der Roman „Luzifer“. Ich weiß die Stunde noch, als sei es gestern gewesen, als mir zum ersten Male einer der Schätze der Bibliothek, die handschriftliche Chronik des Mönches Hermann von Lerbecke anvertraut wurde... In seinem knappen und schwer schreibenden Niederdeutsch berichtet der Chronist von dem ketzerischen deutschen Mönch Burkardt, der um 12... zu Prag öffentlich unter währender Messe verbrannt wurde, weil er geglaubt und bekannt habe, daß Luzifer die vierte Person der Gottheit sei. Der Satz sprang auf mich über wie ein zündender Funke. Ich wußte plötzlich: Hier stand, sieben Jahrhunderte vor uns, die uralte dunkle Menschenfrage auf, mit der sich mein eigenes, von Vorfahren ererbtes religiöses Grüblertum in diesen Jahren rastlos herumschlug: Die Frage nach dem Ursprung des Bösen, Christ oder Antichrist, zerspaltene Welt oder göttliche Einheit, unbegreiflich und furchtbar. Das Buch „Luzifer“ ist kein historischer Roman, er ist ein Bekenntnis.“

Der letzte größere Roman, den uns die Jubilarin bisher schenkte, „Der jüngste Tag“, ist meisterhaft in der Formung seines chaotischen Stoffes, in der Prägung seiner Gestalten, das Werk einer reifen Dichterin. In einer kleinen reizenden Plauderei stellt sich die Dichterin selbst die Frage: „Von welchem Deiner Bücher wünschest Du am meisten, daß es ein Weilchen über Dein eigenes Leben hinaus lebendig bleiben möge?“ Die Antwort lautet: „Mit dem Gedichteband ‚Reif steht die Saat'. Mit diesem Buch, das weiß ich, halte ich mein Leben in der hohlen Hand.“ Tatsächlich gehören diese Balladen in ihrer herben, oft holzschnitthaften Schönheit, in der farbigen Glut ihrer Stoffe, die sie aus allen Ländern der Erde, aus menschlichen Tiefen zusammengeholt, zum Besten deutscher Dichtung, in ihren lyrischen Gedichten aber verströmt sich, oft volksliedhaft schlicht, eine reiche Frauenseele.

In ihrem jüngsten Buche „Vom Biedermeier zur Bismarckszeit“ hat uns die Dichterin die Quellen gezeigt, die an ihrer Persönlichkeit formten: Neben Heimaterde und einem schweren und heißblütigen Bauerngeschlecht, eine reiche kultivierte Häuslichkeit, der Großvater, Philosoph und Dichter, der Fürstenhof, die Politik, die ihre Wellen bis hin in das kleine Residenzstädtchen trieb, der Geist Goethes und der Spätromantik, der im großelterlichen Hause wach war und gepflegt wurde. Das alles hat an dieser Dichterin geformt, deren Werk heute, zu ihrem 60. Geburtstag besondere Anerkennung finden wird, weil es deutsch im besten Sinne des Wortes ist.

Dr. H. St.

Widmung.

Was meinen Weg jetzt beglänzt,
Hab ich von dir gelernt.
Bin ich an Liebe reich,
Du nur bist mir entflohn.

Weißt du nicht mehr von einst
Zwischen dir und mir:
Wort, das für immer bleibt,
Wort, das nun niemand mehr spricht

Endstück.

Rufe sie nicht, die Gespenster,
Rufe sie nicht zurück!
Leise lehnt aus dem Fenster
Das vollendete Glück.

Gehst du nun entgegen
Allem, was strahlt und fällt,
Glüht auf allen Wegen
Sommer, wirkliche Welt.

Jeanne Rüttimann.

Das Schicksal der Esther van Gobseck.

Von Pierre Louys.

Mitten in dem Bücherkatalog fiel mir folgendes Angebot auf: „Manuskript-Fragment eines Tagebuchs (1836 bis 1839) des Fräulein Esther van Gobseck, niederländische Philosophin... Interessant. Enthält Unveröffentlichtes über Fichte...“

Eine Stunde später war das Dokument in meinen Händen. Meine Erwerbung war eine Art linienförmig geführtes Tagebuch, in blumenverziertes Papier gebunden. Auf die erste Seite hatte Fräulein Gobseck mit schüchterner, aber geschickter Hand zwei Rosensträuße aquarelliert, von einem azurblauen Band umschlungen. Eine Schwalbe und ein Schmetterling flogen über dem Ganzen, und in der Mitte des Blattes stand in kalligraphischen Schnörkeln zu lesen: „Zweites Heft meines Tagebuchs. Begonnen am 5. März 1836.“

Ich will mich jedoch darauf beschränken, die letzten Seiten des Tagebuchs zu übersetzen, ohne weiter auf das einzugehen, was sie Außerordentliches enthüllen...

28. März 1839.

Minna ist heute Morgen zu mir gekommen, um halb sechs Uhr. Ich habe ihr geöffnet, einen Leuchter in der Hand und mit gelösten Haaren, so wie ich mich sonst nicht gern zeige; aber ich war eben beim Frisieren und sie kam unerwartet.

Ich sagte zu ihr: „Was gibt es so früh?“ Und sie gab mir zur Antwort: „Ach, Esther!“ Sehr beunruhigt, drängte ich sie, sich zu setzen und fragte sie, ob sie sich nicht wohl fühle..., aber es handelte sich nicht um sie, es handelte sich um mich. Sie gab mir zwei Bücher mit den Worten: „Da lies selbst.“ Ich las: „H. de Balzac: La Femme supérieure“ und ich sagte: „Was ist damit?“ „Was damit ist?“ antwortete sie. „Daß diese zwei Bände drei Romane enthalten und daß im dritten von dir die Rede ist, in Gestalt eines entgleisten Mädchens.“ Brüsk hatte sie mir das ins Gesicht gesagt. Mir wurde sofort übel und ich verlor fast das Bewußtsein. Als ich imstande war, sie wieder anzuhören, fuhr Minna fort: „Jawohl, das ist entsetzlich. Aber du mußt es lesen, Esther, du mußt. Sie ist Holländerin, sage ich dir, sie heißt Esther wie du und Gobseck wie dein Vater: das ist dein Name, das bist du, Zug um Zug, durch alle Seiten dieses schändlichen Buches. Wenn dieser Roman weiterhin verkauft wird, so bist du entehrt, meine Liebe, verstehst du. Du mußt sofort handeln, nach Paris fahren, mit dem Verfasser sprechen...“

Barmherzigkeit! Welches Unglück für mich! Minna hat mir einige Seiten gezeigt. Dieser dritte Roman ist „La Torpille“ — „Die Mine“ — betitelt.

Esther van Gobseck... tatsächlich, das bin ich, das ist meines Vaters Name... und in welcher Gesellschaft! Und in welchen Häusern! Gott, o Gott, welche Schande! Ich werde das nicht überleben. War es dazu nötig, sogar auf das Glück der Heirat zu verzichten, um sich nun zuguterletzt moralisch besudelt zu sehen, beschmutzt von einem Franzosen, den ich nicht einmal kenne, in der Gasse von Paris herumgezogen unter meinem eigenen Namen...

Was soll ich tun? Wie wird dieser Romanschriftsteller mich empfangen, wenn ich wage, mich ihm vorzustellen? Weiß ich überhaupt, ob ich empfangen werde von einem Menschen, der verkommen genug ist, solche Infamien zu schreiben? Ich habe Feinde in der Stadt, obwohl ich nie jemandem etwas zuleide getan habe. Manche sind meiner Familie nicht gut gesinnt, andere betrachten mein Vermögen mit scheelen Augen, wieder andere mein Wissen.

Paris, 12. April 1839.

Ich bin hierher gefahren. Eigentlich weiß ich nicht, was ich hier machen soll. Aber Minna wollte es, für meine Ehre. Sie sagte mir, daß es noch Zeit sei, zu handeln, um noch Schlimmeres hintanzuhalten... Wenn sie mich wenigstens begleitet hätte, wenn ich mit ihr zusammen diesen Besuch machen könnte, vor dem mir schaudert... Jetzt bin ich allein in dieser Stadt, in der mein Name seit sechs Monaten zu einem verruchten Namen geworden ist....

Paris, 15. April 1839.

Endlich weiß ich, wo er wohnt: Honoré de Balzac in Sèvres, an der Straße nach Ville-d'Avray, kurz nach der Brücke. Ich werde morgen frühzeitig zu ihm gehen, um ihn bestimmt zu Hause anzutreffen. Ach! Werde ich genug Mut aufbringen?

Paris, 16. April, mittags.

Ohne Mühe habe ich das Haus gefunden. Ein Diener öffnete mir. „Kann ich Herrn de Balzac sprechen?“ — „Der gnädige Herr hat sich soeben zu Bett gelegt.“ — „Ist er krank?“ — „Nein, gnädige Frau, der gnädige Herr legt sich täglich gegen acht Uhr morgens schlafen. Der gnädige Herr arbeitet die ganze Nacht hindurch.“

Ach, alle Franzosen sind solche Sonderlinge! In Paris sieht man fast nie normale Existenzen. „Die gnädige Frau können abends gegen sechs Uhr wiederkommen, wenn gnädige Frau Wert darauf legen, den gnädigen Herrn zu sprechen...“ Ich werde also nochmals hingehen; aber dieser Tag des Hinwartens peinigt meine Nerven.

Paris, 16. April, abends.

Wenn dieser Tag nicht ein Traum ist, so werde ich daran verrückt werden. Ich begreife selbst nicht, wie ich den Mut aufbringe, den Bericht über diese Stunden niederzuschreiben...

Ich bin bei diesem Mann gewesen, um sechs Uhr, glaube ich... ich weiß es nicht mehr. Der Diener fragte mich, wen er melden sollte. Ich habe meinen Namen genannt, in der Vermutung, daß ich auf diese Weise Herrn de Balzac sogleich den Anlaß meines Besuches wissen lasse. Fünf Minuten lang ließ man mich allein in einem Vorzimmer ohne Stühle... Dann ging eine Tür auf, und ich machte drei Schritte nach vorwärts: aber niemand war zu sehen. Plötzlich schreit mich eine furchtbare Stimme aus dem Hintergrund des Zimmers an: „Wer ermächtigt Sie, mein Fräulein, den Namen Esther van Gobseck zu führen?“ Ah, diese Stimme! Ich höre sie jetzt noch in meinem verwirrten Kopf summen. Ich schlug die Augen auf. Ein Mann stand vor mir, dick und häßlich, und trotzdem prächtig anzusehen, mit langer Haarmähne, wie ich sie die preußischen Studenten tragen sah. Er stand hinter einem Schreibtisch, auf dem mindestens zehntausend beschriebene Blätter lagen, und über diesen Ozean hinweg betrachtete er mich mit schwarzen Augen, die ich bis zu mir herüber leuchten sah. „Ach, mein Herr!“ stammelte ich halb ohnmächtig. Die Worte erstarben auf meinen Lippen. Mit der Faust hämmerte er auf die Tischplatte und wiederholte mehrere Male: „Wer gibt Ihnen das Recht?“ Ich weiß nicht mehr, wie ich die Kraft fand, endlich zu stammeln: „Mein Herr, ich bin Esther van Gobseck.“ Er blitzte mich mit einem solch vernichtenden Blick an, daß ich fast umsank und er brach in ein stürmisches Lachen aus. „Sie?“ rief er. „Sie — Esther van Gobseck?“ Ich nickte mit dem Kopf. „Mein Fräulein“, begann er mit ruhigerer Stimme, „dieser Scherz ist erbärmlich. Wenn Sie mir Ihren wahren Namen verbergen wollen, es steht Ihnen frei. Nehmen Sie ein Pseudonym oder benennen Sie sich überhaupt nicht. Aber rauben Sie nicht den Namen einer anderen. „Mit zitternder Hand öffnete ich meine Handtasche und reichte ihm meinen Paß. Er las, las noch einmal und murmelte wiederholt: „Eigenartig... sonderbar... unglaublich...“ Daraufhin betrachtete er mich lange. „Es stimmt,“ sagte er endlich. „Sie sind tatsächlich Esther van Gobseck, so außergewöhnlich das auch erscheinen mag.“ Dann sagte er plötzlich: „Dann werden Sie

Clara Nordström: Kassa Lejondahl.

Roman 1933, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 5 Rm.

„Um weise zu werden, muß man zuerst einfältig sein. Vielleicht fehlt uns heute so sehr die Weisheit, weil es so wenig Einfalt gibt." (S. 276.)

„Immer glaubt man die Grenzen des Möglichen zu eng — in Wirklichkeit liegen sie viel weiter. Uebrigens läßt sich fast jede Wand mit dem Kopf einrennen. Es kommt nur auf den Kopf an!" (S. 23.)

Diese beiden Worte könnte man als die Grundwahrheiten bezeichnen, auf denen sich der Roman von Clara Nordström aufbaut. Er spielt im südlichen Schweden der Gegenwart, zum Teil in Paris, aber er ist zeitlos wie die Legende und das Volksmärchen und von der gleichen inneren Folgerichtigkeit. Zwei Frauenschicksale, in die viele andere hineinverflochten sind, sehen wir sich vollenden, das der alten Frau Brita, der schwedischen Gutsherrin mit dem starken Naturgefühl, dem löwenmutigen, großen Herzen, aber auch dem zur Gewalttätigkeit neigenden, in ihrer Familie heimischen, flammenden Temperament, und das ihrer ihr innerlich verwandten, durch Einflüsse von der zarteren Mutter her jedoch zur Ueberwindung der Leidenschaft und zur Bändigung des inneren Feuers in die nährende Glut mütterlicher Liebe vorbestimmten Enkelin Katharina, Kassa genannt.

Diese beiden Frauen, durch die Bande des Blutes und ein tiefes gegenseitiges Verstehen miteinander verbunden, leben noch im vollen Einklang mit der Natur, in die sie hineingeboren sind — nicht umsonst heißt es von der Großmutter, sie könne zaubern — sind sich noch des geheimen Zusammenhangs aller Lebewesen in reiner Beglücktheit bewußt. Für sie besteht noch die unsichtbare, aber darum nicht weniger wirksame Notgemeinschaft zwischen Pflanze, Tier und Mensch, wie wir sie sonst nur aus dem Märchen kennen. Aus diesem starken Grundgefühl, der festen Verwurzelung im Mutterboden der Erde, schöpfen beide Frauen die Kraft und den Mut zu einer von der üblichen stark abweichenden Lebensweise, die dem Impuls ihrer urgesunden Herzen und der weltfrommen Gläubigkeit ihres Gemütes entspricht. Daher leuchten ihnen auch die Freuden des Lebens noch in ihren frischen reinen Farben, und das Leid, das ihnen reichlicher zugemessen ist, bringt ihnen reifere und köstlichere Frucht als den andern, den Schwachherzigen und Widerwilligen, weil sie sein Geheimnis demütig und ehrfürchtig zu tragen und zu hüten wissen bis zu der Stunde, da die dunkle Hülle sich löst und der verborgene Sinn von selbst sichtbar wird.

Der alte Vorwurf des Märchens — Schicksalsweg des Weibes zu vorgezähntem Ziel — Erlösung durch opferwillige Liebe, Bergung des Verlorenen unter dem warmen Mantel barmherziger Mütterlichkeit, wird uns, vergegenwärtigt durch lebendige Gestalten unserer Zeit, unmittelbar und überzeugend nahegebracht in der Dichtung von Clara Nordström. Die Berührung mit ihrem Werk, das heimisch ist im unsichtbaren Quellengebiet des Lebens, gut und fest verwurzelt im schwedischen Volkstum, erfrischt nicht nur und erfreut, sondern stärkt auch und nährt wie die Berührung mit der fruchtbaren Muttererde, mit dem schaffenden Leben selbst.

Elisabeth Hahn.

---

mir also sofort eine Auskunft geben, die ich dringend bedarf. Wie war Ihr Schlafzimmer möbliert zu der Zeit, wo Sie als kleine Tänzerin in die Oper eintraten?" „Kleine Tänzerin? Ich? schrie ich. „Mein Herr, ich war nie eine kleine Tänzerin, ich bin Philosophin der Fichteschen Richtung." Wütend schlug er erneut auf seinen Schreibtisch. „Mein Fräulein, ich wiederhole Ihnen, daß diese Pose unangebracht ist. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder Sie sind nicht Esther van Gobseck (was ich von Anfang an geglaubt habe), oder aber, wenn Sie Esther van Gobseck sind, so sind Sie „die Mine". „Ich — die „Mine?" stotterte ich verwirrt. „Aber selbstverständlich. Und die „Mine" ist keine Fichte-Philosophin."

Nach einer kurzen Pause erhob er sich, streckte die Hand gegen mich aus und sagte mir die verblüffendsten Dinge. Die Autorität seiner Stimme war so unwiderstehlich, daß ich ihn ein einziges Mal unterbrach. „Sie sind 1805 geboren als Tochter der Sarah van Gobseck, Vater unbekannt. Ihre Mutter, ruiniert von Maxime de Trailles, wurde im Dezember 1818 in einem Hause nahe dem Palais Royal von einem Offizier ermordet. Zu diesem Zeitpunkt waren Sie dreizehn Jahre alt, und seit mehreren Jahren bereits führten Sie unter der Leitung Ihrer Mutter das Leben der kleinen, noch nicht mannbaren Prostituierten. Hierauf traten Sie in die Oper ein. Mehrere Habitués hielten Sie aus, darunter Clémence de Lupeaux. Es wäre mir wichtig zu wissen, wie um diese Zeit Ihr Schlafzimmer möbliert war; aber lassen wir das, nachdem Sie nichts darüber mitteilen wollen. 1823 schickte man Sie nach Issoudun zu dem alten Jean Jacques Rouget, der im Begriffe war, seine Haushälterin zu heiraten, und den man unter Zuhilfenahme Ihrer Person von dieser unwürdigen Verbindung abbringen wollte. Der Plan mißglückte. Ich übergehe die Geldverlegenheiten Ihres achtzehnten Lebensjahres, die Sie zu einem schändlichen Ausweg der Verzweiflung zwangen. Ende des Jahres 1823 begegnen Sie zufällig Lucien de Rubempré im Theater. Sie empfangen ihn in Ihrer Wohnung, Rue de Langlade. Sie beten ihn an, er liebt Sie und — wie, das wissen Sie selbst ebenso gut wie ich — durch die Vermittlung Vautrins macht der Baron Nucingen Sie reich, Sie und Lucien zusammen. Nunmehr hören Sie gut zu." Voll Schrecken lauschte ich seinen Worten. „Nucingen ist Ihnen entsetzlich. Er ist 38 Jahre älter als Sie. Er ist unsympathisch, sogar abstoßend. Sie ertragen ihn mit stets wachsender Abneigung. Passen Sie auf: Am 13. Mai, nach einem Diner Ihnen zu Ehren, werden Sie eine schwarze Perle verschlucken, die ein japanisches Gift enthält, und Sie werden auf der Stelle sterben. Dies ist das Schicksal, das ich Ihnen vorbehalte.."

Ich zitterte am ganzen Körper. „Woher wissen Sie das, mein Herr?" stotterte ich. „Woher ich das weiß?" schrie er. „Welch alberne Frage! Sind Sie etwa nicht mein Geschöpf? Habe nicht ich Sie gemacht?"

18. April 1839.

Meine Persönlichkeit hat sich so vollkommen geweitet, daß ich nicht einmal den genauen Zeitpunkt weiß, zu dem die Metamorphose meines Selbst vor sich gegangen ist, da mir als Behelf lediglich ein von Anfang bis Ende verfälschtes Gedächtnis dienen kann. Ich fühle mich in einem innerlichen Traumzustand leben, der mich chimärische Ereignisse als wahrscheinlich annehmen läßt und ebenso eine lange Folge von Erinnerungen, die Herr de Balzac durch seine formelle Zeugenschaft auf ein absolutes Nichts reduziert.

26. April 1839.

Ich suche nach einer schwarzen Perle, einer schwarzen Perle, die ein japanisches Gift enthält ...

(Autorisierte Uebertragung von Hans B. Wagenseil.)

P 10 Y

P 128 Y

Wie ich auf einfache und natürliche Weise von meinem schweren, schon erfolglos operierten OF4680Z

Kropf

ohne Arbeitsunterbrechung rasch und ohne den geringsten Nachteil geheilt wurde, teile ich aus Dankbarkeit jedem Kropfkranken gerne kostenlos und unverbindlich mit.

Frau Babette Pfeffer, München D282, Rochherstr. 38

P 153 Z

Flechten

jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus. P 61-1 Gl.

Wir drucken

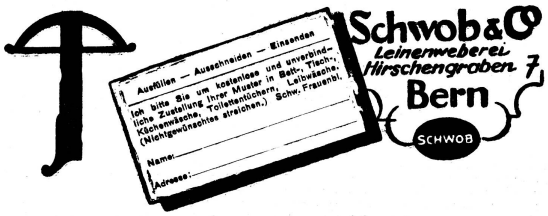
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe. Spezialität: Unnachahmbare Wertpapiere nach eigenem patent. Verfahren

Buchdruckerei Winterthur A.G.

Vom Rhein bis zum Rhonestrand sind Schwob's Bernerleinen all' bekannt

Verlangen Sie in Ihrem eigenen Interesse heute noch die Muster. Dieselben werden Ihnen unverbindlich zugestellt. Die Preise sind gegenwärtig ganz besonders günstig. Beachten Sie untenstehenden Coupon und füllen Sie denselben aus.

P 57 Y



Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund

empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:

Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080

P 13287 G

Ecole nouvelle d'infirmières de Genève.

Krankenpflegerinnenschule mit beruflicher Ausbildung. P 1864-1 X

Ecole de puériculture.

Säuglingspflegerinnenschule, mit eigen. Säuglingsheim. Aerztl. Leitung. Diplom nach einem Jahr.

Ecole complémentaire.

Vorbereitungskurs: Anfang 15. April.
Vorbereitungskurs für Hausfrauen- und Familienpflichten. Allgemeine Bildung.

Direktion: Fri. D. Warnery und Fri. Y. Ritter. 6, Rue du Petit-Salève, Genève.